Menschliche Tragikomödie.

Sechster Band.

Menschliche Tragikomödie.

Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder

von

Johannes Scherr.

Der Gesammtausgabe dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage.

Sechster Band.

J'ai toujours eu médiocre opinion de l'espèce humaine, mais je l'ai trouvée presque toujours un peu plus bête que je ne me l'étais figurée.

Mérimée.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1884.



Inhalt des sechsten Bandes.



Mathilde von Dänemark.

Ihr himmlischen Mächte,
Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr lasst uns Arme schuldig werden:
Dann überlasst ihr uns der Pein . . . .
Göthe.

1.

Am 5. August des Jahres 1737 wurde in der alten Saalestadt Halle dem strenggläubigen Pastor Struensee, welcher später als erster Prediger nach Altona und dann im Jahre 1760 als Generalsuperintendent von Schleswig-Holstein nach Rendsburg kam, ein Sohn geboren, dem er bei der Taufe die Namen Johann Friedrich gab. Am 29. Januar 1749 gebar die erste Gemahlin des Königs Friedrichs des Fünften von Dänemark einen Prinzen, welcher unter dem Namen Christians des Siebenten der Nachfolger seines Vaters ward. Am 22. Juli 1751 gebar Auguste von Sachsen-Gotha, die Witwe des kurz zuvor gestorbenen Prinzen Friedrich von Wales, ältesten Sohns Georgs des Zweiten, eine Prinzessin, welche den Namen Mathilde erhielt[1]).

1) Dieser Essay wurde 1860 geschrieben. Seither erschien die bekannte Arbeit von L. F. Flamand und auf diese, sowie auf bis dahin ungedruckte Originalakten basirte G. F. von Jenssen-Tusch sein Buch „Die Verschwörung gegen die Königin Karoline Mathilde von

Wer hätte diesen drei Kindern an ihren Wiegen gesungen, wie unheilvoll ihre Schicksale sich verknüpfen sollten! Diese Verknüpfung ist ein vollständiger Roman; aber ein Roman mit tragischem Ausgang, also einer jener Romane, wie nicht die Phantasie, sondern die Muse der Geschichte sie zu dichten pflegt, einer jener wahrhaft und wirklich historischen Romane, deren Ausgang nicht der Hochzeitsjubel, sondern Mord und Entsetzen bezeichnet und wo schließlich statt des Brautbettes das Schaffot aufgeschlagen wird.

Unter den vielen durch den tollen Traum eines germanisch-römischen Kaiserthums veranlassten Unterlassungssünden unserer mittelalterlichen Kaiser ist das Versäumniß, Dänemark, dieses natürliche Zubehör und Anhängsel Deutschlands, entschieden und nachhaltig zu germanisiren, eine der beklagenswerthesten und in ihren Folgen bis auf den heutigen Tag herab schmerzlichsten gewesen. Dänemark war mit den deutschen Herzogthümern Schleswig-Holstein-Lauenburg zu groß zum sterben, ohne dieselben ist es zu klein zum leben. Die dänische Eitelkeit, bekanntlich ein kolossales Ding und eine vorragendste Eigenschaft des dänischen Nationalcharakters, wird das nicht zugeben wollen, es ist aber dennoch eine unbestreitbare Thatsache. Man betrachte die ganze Geschichte Dänemarks und überall wird sie sich als die eines auf lauter Zufälligkeiten begründeten, in sich kern-

---

Dänemark und die Grafen Struensee und Brandt" (Leipzig, 1864). In der Vorrede polemisirte der Verfasser gegen meine Auffassung und Darlegung der Beziehungen zwischen Struensee und Mathilde. Aber gerade das fleißige Buch des Herrn von Jenssen-Tusch hat mich in meiner Ansicht noch mehr bestärkt, so bestärkt, daß ich mich nicht bewogen fühle, auch nur ein Jota davonzuthun. Wäre es doch, alles zusammengehalten und unbefangen angesehen, ein wahres Wunder gewesen, wenn der Minister und die Königin nicht zur intimsten Vertraulichkeit gelangten. Wunder gibt es aber wohl in Göttermythen und Heiligenlegenden, nicht aber in der Wirklichkeit des Lebens und der Geschichte. Der bekannte angebliche Sterbebettbrief Mathilde's an ihren Bruder, Georg den Dritten, beweis't gar nichts; denn er trägt den Stämpel der Unechtheit an der Stirne und ist nur ein noch dazu sehr ungeschickt gemachtes Fabrikat englischer Hofpublicistik.

und haltlosen Staates darstellen. Dänemark hat viele tüchtige, sogar etliche geniale Männer hervorgebracht, keine Frage; aber selbst in den größten Ekstasen seiner Eitelkeit konnte es niemals mit Ueberzeugung von sich sagen, was jener alte Norweger zu dem brutalen Bekehrer Olaf sagte: „Ich glaube an mich!" Daher war Kopenhagen von jeher, was es noch heute ist: ein Lieblingsschauplatz diplomatischer Intrikenspiele. Nicht weniger aber auch die Stätte hastig und fahrig unternommener politischer Experimente, welche den Staat zwischen ultradespotischen und ultraliberalen Extremen hin- und herwarfen.

Bis ins neunzehnte Jahrhundert herab war in Dänemark das deutsche Kulturelement das herrschende und alles, was dort an wirklicher Bildung vorhanden, ist deßhalb deutsch in Wesen und Form. Die deutsche Geistesobmacht war auch bis zur neuesten Zeit unter den Dänen so anerkannt, daß die bedeutendsten Männer ihrer Literatur, die Baggesen, Oehlenschläger, Hauch und Andersen, ihren größten Stolz darein setzten, deutsch zu schreiben und in der deutschen Literatur mitzuzählen. Wäre Deutschland früher schon eine politische Macht gewesen, statt nur eine „Nation von Denkern" zu sein, so hätte dieses für Dänemark sicherlich nur heilsame Verhältniß nie in Frage gestellt werden können. So aber zogen in Kopenhagen die deutschen Einflüsse, weil sie eben nur ideelle waren, gegenüber den materiellen der russischen, französischen und englischen Politik stets den kürzern, und wie neuestens Russen, Franzosen und Engländer, wenn es gilt, Deutschland zu benachtheiligen, in dänischen Dingen sich am Ende recht wohl zu vertragen wissen, hat das schandbare londoner Protokoll von 1852 sattsam bewiesen. Freilich, auch zwei deutsche Großmächte haben sich nicht gescheut, ihre Namen unter dieses Aktenstück zu setzen, welches tüchtigste deutsche Volksstämme mit gebundenen Händen der von Russland, Frankreich und England inspirirten dänischen Gewaltherrschaft überlieferte.

Faul war an Dänemark mehr als etwas schon zur Zeit König Friedrichs des Fünften, welcher durch seine zweite

Heirat mit Juliane von Braunschweig, die ihm den an Körper und Geist nur halbfertigen Prinzen Friedrich gebar, ein weiteres böses Verhängniß in sein Haus brachte. Denn das über die maßen ehr- und herrschsüchtige Weib konnte von Anfang an den Gedanken nicht ertragen, daß dereinst nicht ihr Sohn, sondern der einer anderen, ihrer Vorgängerin, den Thron einnehmen sollte. Und Juliane war zu fürchten, denn wennschon beschränkten Geistes, verstand sie doch zweierlei: — die Kunst, zu hassen, und die noch schwerere, Zeit und Gelegenheit zur Befriedigung ihres Hasses abzuwarten. Sie hasste ihren Stiefsohn Christian und es sollte eine Stunde kommen, wo dieser lange hinuntergewürgte Haß zu offenem Triumph ausschlug.

Es ist eine der bedeutsamsten, aber immer noch zu wenig betonten Thatsachen des 18. Jahrhunderts, daß vom Beginne desselben an bis gegen die Epoche der großen Eruption von 1789 hin die Völker durch die Fürsten zum Revolutionsmachen recht eigentlich angeleitet wurden. Die ganze bezeichnete Periode erfüllte der Tumult des Wühlens und Umwälzens von oben herab. Die Reste der mittelalterlich-ständischen Verfassungen standen einem absoluten Monarchismus im Wege, wie solchen Ludwig der Vierzehnte zu einem verlockenden Muster und Vorbild gemacht hatte. Daher überall, selbst England nicht ausgenommen, das revolutionäre Streben der Herrscher, die ständischen Rechte auf leere Formen zurückzuführen oder auch ganz zu vernichten, um die souveräne Willkür der fürstlichen Persönlichkeit zum einzigen Motiv des Staatslebens zu machen. Jedermann weiß, daß diese monarchische Wühlerei mit sehr wenigen Ausnahmen vollständig gelang. Ebenso, daß ungefähr vom Jahre 1740 an der so begründete Despotisme brutal zum Despotisme éclairé sich umwandelte, dessen Helle freilich in vielen Fällen nur die eines Pfennniglichtes war. Man hat überhaupt den sittlichen und politischen Gehalt des vielgepriesenen „aufgeklärten Despotismus“, selbst des von einem großen Fritz gehandhabten, nach seinem wahren Werth erst dann schätzen gelernt, als er, von 1792 bis 1806,

von Valmy bis Jena, im Zusammenstoß mit der revolutionären Volkskraft so jämmerlich zu schanden worden war.

Auch in Dänemark hatte eine Revolution von oben herab schon im 17. Jahrhundert stattgefunden (1660), welche die ständische Verfassung vernichtete, die Privilegien des Adels nur noch dem Volke, nicht mehr der Krone gegenüber aufrecht erhielt und den unbeschränkten Sultanismus herstellte. Indessen der neue Sultan, König Friedrich der Fünfte, war nur mehr ein scheinbarer als wirklicher. Je nachdem die Vertreter der fremden Höfe zu Kopenhagen über mehr diplomatische Feinheit oder auch über mehr diplomatische Brutalität, über mehr Gewandtheit im Ränkespiel oder auch über mehr Geld zu verfügen hatten, war die Macht bald beim russischen, bald beim französischen Gesandten, mitunter auch beim englischen, welche abwechselnd die dänischen Minister und durch diese den König gängelten oder kommandirten. Wie da gewirthschaftet wurde, läßt schon der Umstand errathen, daß gegen 1400 französische Abenteurer, meist von der niedrigsten Sorte, im dänischen Civil- und Militärdienst angestellt waren. Der Gesandte Frankreichs hatte dem König unter anderen vortrefflichen Franzosen auch einen Künstler empfohlen, der eine Statue des Fürsten anfertigte, welche nach und nach 700,000 Thaler kostete, ohne fertig zu werden. Als Friedrich der Fünfte i. J. 1766 starb, befand sich der Staat in trostloser Zerrüttung. Heer und Flotte verkommen, die Staatsschulden furchtbar angeschwollen, die Steuerkraft des Landes erschöpft, die Sitten der höheren Klassen verpestet, die unteren ausgesogen, verarmt und murrend. In dieses Chaos von Frivolität, Noth und Unzufriedenheit sollte der erst siebzehnjährige neue König Ordnung bringen. Man hoffte auf ihn als auf einen Regenerator Dänemarks.

2.

Die auf Kronprinzen gestellten Hoffnungen unglücklicher Völker sind, wie das in der Natur der Sache liegt, gewöhnlich so überstiegen, daß sie schlechterdings nicht in Erfüllung gehen können. Christian der Siebente jedoch hatte als Kronprinz in der That zu ungewöhnlichen Erwartungen berechtigt. Er war unter strenger vielleicht nur zu strenger Leitung zu einem wohlgestalteten, geistig aufgeweckten und gebildeten Jüngling herangewachsen. Wir legen nicht sehr großen Werth darauf, daß der Prinz zu Anfang des Jahres 1763 in Gegenwart des Königs und der höchsten Staatsbeamten in den wissenschaftlichen und literarischen Disciplinen „mit bestem Erfolg und großem Beifall" ein Examen bestand. Man weiß ja, wie es bei solchen Prüfungen herzugehen pflegt. Dagegen betonen wir, daß der englische Gesandte im März 1764 an seinen Hof über den Prinzen berichtete: „Er hat ein angenehmes und männliches Aeußere, eine ausgezeichnete und einnehmende Gestalt, eine mit Würde verbundene Gewandtheit und Umgänglichkeit" — und daß der französische Gesandte wenige Tage vor dem Tode Friedrichs des Fünften nach Paris schrieb: „Der Kronprinz ist sehr liebenswürdig und von einnehmendem Aeußern. Er besitzt Feinheit, Geist und Klugheit. Man hat ihn sehr gut erzogen und mit Erfolg unterrichtet. Er versteht vollkommen dänisch, deutsch, französisch und so ziemlich lateinisch."

Freilich ist das hier dem Prinzen gespendete Lob einer guten Erziehung sofort zu beschränken, denn man hatte dabei unabsichtlich oder absichtlich die Hauptsache vergessen, nämlich den jungen Menschen für seine künftige Bestimmung zu erziehen. Man hatte ihm keine Gelegenheit gegeben, sich über die Zustände des Landes zu unterrichten, welches er künftig als absoluter Monarch regieren sollte: er hatte, bevor er König wurde, niemals mit öffentlichen Geschäften sich befasst, ja sogar niemals einer Rathsversammlung angewohnt. Man hatte auch unterlassen, ein lebhaftes Be-

wusstsein seiner Pflicht in ihm zu erwecken und zu befestigen. Es war viel natürliche Begabung in ihm, selbst ein Stück Genialität, er wusste auch etwas, manches sogar; aber er wusste gerade das nicht, was er am meisten hätte wissen sollen. Ihm mangelte die Kenntniß vom Ernste des Lebens, von der Bedeutung der Arbeit und der Pflicht und — er hatte das Unglück, mit siebzehn Jahren ein unumschränkter König zu werden. Ob als unreifer oder als überreifer Knabe auf den Thron gelangt, gleichviel, das allein schon musste ausreichen, ihn zu Grunde zu richten.

Im Vorgefühle herannahenden Todes hatte Friedrich der Fünfte lebhaft gewünscht, den Kronprinzen verheiratet zu sehen, und die zu diesem Zwecke begonnenen Unterhandlungen mit dem englischen Hofe waren i. J. 1765 in lebhaftem Gange. Es war nämlich zur Braut Christians die damals vierzehnjährige, schöne, anmuthige und geistvolle Prinzessin Karoline Mathilde auserſehen worden, Schwester König Georgs des Dritten. Im Juli genannten Jahres kam das Bildniß des jungen Mädchens von London herüber und wurde über dem Schreibtische des dänischen Kronprinzen aufgehangen. Er betrachtete es „mit Vergnügen“ und gab seinen Beifall und seine Zustimmung „in Ausdrücken des Entzückens“ zu erkennen. Auch noch im Mai 1766, als er bereits König war, erwartete Christian, wie es schien, von dieser Verbindung sein Lebensglück. Der englische Gesandte schrieb damals: „In diesem Augenblicke wünscht der König ungeduldig die Vollziehung seiner Heirat, und da er bis jetzt nicht in anderer Weise eingenommen ist, so hat man große Ursache zu glauben, er werde zufrieden sein, in dieser Verbindung sein Glück zu finden.“

Im Spätherbste von 1766 kam die fünfzehnjährige Braut in Kopenhagen an. Ihr Auftreten war ein sehr gewinnendes und höchst erfreut berichtete der englische Gesandte: „Die Prinzessin scheint überall, wo sie sich zeigt, Beifall und Liebe zu gewinnen, und ihre näheren Umgebungen preisen einstimmig und aufs höchste ihre Gemüthsart und ihr Benehmen.“ Das englische Kabinet traute aber diesem En-

thusiasmus nicht so ganz. Die Jugend der Prinzessin musste um so mehr Besorgniß erwecken, da auch der König, ihr Gemahl, doch so zu sagen noch ein Kind war. Es erging daher vom Hofe von St. James an den englischen Agenten in Kopenhagen als Antwort auf dessen obige Auslassung die warnende Aeußerung: „Ihre Majestät tritt in den wichtigsten Abschnitt ihres Lebens. Sie ist in so zartem Alter fast einsam in einen fremden, weiten Ocean hinausgeschleudert, wo es nöthig sein dürfte, die höchste Sorgfalt und Klugheit anzuwenden und mit besonnener Genauigkeit zu steuern, damit sie zugleich die Liebe ihres Hofes und Volkes gewinne und die Würde der hohen Stellung zu bewahren wisse, zu welcher die Vorsehung sie berufen hat.“

Die Warnung war nicht ohne Grund. Es drängt sich die Annahme auf, daß Christian in der Zeit zwischen seiner Verlobung und Vermählung doch „in anderer Weise eingenommen worden sei“. Wie wäre das auch anders möglich gewesen, da den aus der Schulstube plötzlich auf den Thron erhobenen jungen König die höfische Gemeinheit und Betriebsamkeit gewiß mit Versuchungen umgeben hat, welchen ein bisher streng gehaltener und dann ohne Vorbereitung zum Vollgenuß der Macht gelangter Knabe von siebzehn Jahren unschwer erliegen musste? Alles zusammengehalten, stehe ich nicht an, zu behaupten, daß gerade zur bezeichneten Zeit die schlimmsten Einflüsse auf die Sinne und den Geist des jungen Fürsten geübt worden sein müssen, und das folgende bestätigt meine Behauptung. Am 8. November 1766 fand die Vermählung Christians des Siebenten mit Mathilde statt und schon am 25. November hatte der scharfblickende französische Gesandte Ogier Veranlassung, nach Paris zu berichten: „Die Prinzessin hat auf das Herz des Königs fast gar keinen Eindruck gemacht und würde auch bei noch größerer Liebenswürdigkeit dasselbe Schicksal gehabt haben. Denn wie könnte sie einem jungen Fürsten gefallen, der alles Ernstes glaubt, es gehöre nicht zum guten Ton (n'est pas du bon air), seine Frau zu lieben?“ Eine hübsche Probe fürwahr von den Wirkungen der im 18. Jahr-

hundert unbedingt giltigen Maitressenlehre. Man sieht, der arme Christian hatte binnen wenigen Monaten einen reißend schnellen Kursus in dem Sittenverderbniß seiner Zeit mit Erfolg durchgemacht.

3.

Die junge Königin, lebhaften Geistes, gutmüthig, harmlos, nur nach den ihrem Alter so natürlichen Fröhlichkeiten und Zerstreuungen dürstend, würde sich begnügt haben, die Frau ihres Mannes zu sein, wenn eben Christian der Mann seiner Frau gewesen oder vielmehr geblieben wäre. Denn daß er sich wenigstens anfangs eine Weile lang bemühte, es zu sein, bewies die Geburt des Kronprinzen, welchen Mathilde am 22. Januar 1768 zur Welt brachte und der nachmals als Friedrich der Sechste König von Dänemark wurde. Allein es steht dessenungeachtet fest, daß es der Königin niemals gelang, einen heilsamen, adelnden Einfluß auf Christian zu erlangen, und die arme junge Frau mußte sich bald tödtlich langweilen an der Seite eines Gemahls, bei welchem wenige Jahre die seltsamste Umwandelung zuwegebrachten.

Um es kurz zu sagen, aus dem geistreichen, ziemlich wissenschaftlich gebildeten, liebenswürdigen und vielversprechenden Prinzen wurde ein Simpel von König, ein Simpel in des Wortes simpelster Bedeutung.

Die Erklärung ist sehr leicht. Wenn ein siebzehnjähriger Junge sich in Ausschweifungen stürzt, wie sie allenfalls ein Mann in der Vollkraft seiner Jahre wenigstens eine Weile ohne allzu nachtheilige Folgen auszuhalten vermag, so muß die Reaktion der beleidigten Natur eine furchtbare sein .... Hatte Verführung stattgefunden? Ohne Zweifel. Wie jeden Thron, umkroch auch den des jungen

Christian jenes Ungeziefer von vornehmen und geringen Lakaien, in deren Glücksrechnung die Sittenlosigkeit und Thorheit der Fürsten die Kardinalziffer ausmacht. Aber war die Verführung eine systematische? War sie eine politische, d. h. dynastische oder, ohne Umschweife zu sprechen, eine stiefmütterliche Spekulation gewesen? Die Frage drängt sich einem auf, ist aber nicht mit Bestimmtheit zu beantworten. Ich habe mir Mühe gegeben, einige Gewissheit darüber zu erlangen, allein ohne Erfolg. Es ist schlechterdings kein urkundlicher Beweis für die Schuld der Königin-Witwe Juliane nach dieser Richtung hin beizubringen. Und doch würde ich als Mitglied einer Geschwornenbank, welche nach moralischer Ueberzeugung urtheilen darf, keinen Augenblick anstehen, mit voller Gewissensruhe den Wahrspruch: Schuldig! zu geben. Denn es ist Thatsache, daß Juliane ihren Stiefsohn bitterlich hasste, ein Haß, welchen sie auch auf die junge Königin übertrug, seitdem diese einem Kronprinzen das Leben gegeben; und es ist ferner Thatsache, daß die Vortheile, welche aus der Unfähigkeit Christians entsprangen, sein Königsamt zu üben, über kurz oder lang seiner Stiefmutter und ihrem Sohne Friedrich zufallen mussten. Wenn Juliane so rechnete — und die Härte ihres Herzens, die Tücke ihrer Sinnesart bürgen uns dafür, daß sie so rechnete — übersah sie nur, daß sich eine kleine und anfangs gar nicht beachtete Ziffer in ihren Calcul einschob und das ganze Facit desselben in Frage stellte, wenigstens eine Zeit lang.

Die traurige Metamorphose, welche mit dem Könige vorgegangen, verrieth sich zunächst in zwei Symptomen: in einem in aufgedunsener Starkgeisterei sich gefallenden, namentlich gegen religiöse Dinge frivol sich herauslassenden Witz, der sich etwas darauf zu gute that, an etlichen Petrefakten des Ministeriums oder an den Holzköpfen der Anstifter und Theilhaber seiner Orgien eine boshafte Schärfe zu üben; sodann in einer vollständigen Verekelung an allen Geschäften, in einer unbesieglichen Theilnahmelosigkeit für alles Ernste, Rechte und Tüchtige. Die leibliche und geistige

Krankheit war schon zum Stadium der Blasirtheit vorgeschritten, hinter welcher der Blödsinn lauerte.

Wie es bei so bewandten Umständen am dänischen Hofe herging, wie Dänemark regiert wurde, kann sich ein Pessimist leicht vorstellen, ohne daß er der Schwarzseherei beschuldigt werden dürfte. Im Kabinette saßen allerdings ein paar von Männern, welchen sich Tüchtigkeit und Redlichkeit nicht absprechen ließ: die Grafen Reventlow und Tott; aber neben ihnen auch der habsüchtige Ränkespinner Graf Moltke und der ewig zwischen kleinlichen Rücksichten und Bedenken unschlüssig zappelnde alte Baron Bernstorff. Es ist der Segen der Monarchie, daß eine auch nur halbwegs tüchtige Persönlichkeit auf dem Thron unendlich viel leichter als das gewählte Oberhaupt eines Volksstaats das Gute und Fördernde schaffen kann; es ist ihr Fluch, daß ein schlechter Fürst dem ganzen Staatsleben alsbald das Gepräge seiner Nichtswürdigkeit aufdrückt. Der jungen Königin, welche statt auf Lebensgenuß so frühzeitig schon auf Beobachtung und Nachdenken angewiesen war, konnte es nicht entgehen, wie übel es um den Staat bestellt wäre. Dank ihrer englischen Erziehung war sie nicht so dick unwissend und theilnahmelos in politischen Dingen, wie die Frauen des Kontinents damals es waren und der ungeheuren Mehrzahl nach wohl noch heute sind. Als Königin und Mutter musste sie sich aufgefordert fühlen, die Hand an das Steuerruder zu legen, welches die schlaffe Hand ihres Gatten mit Ekel von sich gestoßen hatte. Es fehlte der armen jungen Frau auch nicht an einiger Gabe zum Regieren, wohl aber fehlte ihr Erfahrung, sowie die gehörige Dosis von Menschenkenntniß und Menschenverachtung. Wäre letztere nicht ein unumgängliches Zubehör der Regierungskunst, wie erklärte es sich, daß die Menschen gerade von ihren größten Verächtern, den schamlosesten Despoten, am willigsten sich regieren lassen? Man werfe mir nicht ein: nur eine Weile. Diese „Weile“ war und ist oft sehr lang und alles Menschliche währt ja überhaupt nur eine kürzere oder längere Weile.

Da schon im Jahre 1768, während die Königin-Witwe Juliane draußen im Schlosse Friedensburg schmollte und maulte und lauerte, einer bissigen Spinne gleich bereit, bei gegebener Veranlassung aus dem Winkel ihres eifrigst gewobenen Intrikennetzes hervorzubrechen, — ja, da schon im Jahre 1768 Mathilde sich versucht fühlte, ihre schönen kleinen Hände in Staatssachen zu mischen, so ist es zwar nicht ausgemacht, aber ziemlich wahrscheinlich, daß sie auch den Anstoß zu dem Versuche gab, den König mittels einer Reise in fremde Länder aus seiner physischen und moralischen Versunkenheit aufzustacheln. Wenigstens war dieser Reisegedanke ein echtenglischer, obgleich gerade die Engländer neben den Franzosen mit dem wenigsten Nutzen reisen, weil sie, während die Franzosen in ihrer Eitelkeit überall bloß sich selber sehen, eingeeis't in die Vorurtheile ihres John-Bullismus häufig nur als zweibeinige Traveller-Books durch die Welt stelzen. König Christian ging also auf Reisen oder wurde vielmehr auf Reisen gegangen. Er durchfuhr in den Jahren 1768 und 1769 Deutschland, Frankreich, Holland und England, allwo ihn die Universität Oxford zum Doktor der Rechte promovirte, welche Doktorpromotion gleich vielen andern oxforder Doktorpromotionen der Genius der Narrheit auf einer der lachendsten Seiten seiner Memorabilien verzeichnet hat.

Die Reise that wirklich einige Wirkung auf den beklagenswerthen Monarchen. Er gab sich unmittelbar nach seiner Heimkehr mit mehr Anstand und Würde, bezeigte einiges Interesse an ernster Unterhaltung und schob wenigstens die Geschäfte nicht unbedingt beiseite. Schon glaubte die arme Mathilde an eine günstige Veränderung; allein dieser Glaube konnte kaum etliche Wochen bestehen. Die alten schlimmen Gesellen umgaben wieder den König und mit ihnen kehrten auch die alten Thorheiten und Laster, die albernen Spiele und Ausschweifungen wieder zurück. Die Königin, welche bislang ihre Tugend und ihren Ruf so fleckenlos bewahrt hatte, daß selbst die Verleumdung, ja, was noch mehr sagen will, selbst Giftspinne Juliane

denselben nicht anzutasten wagte, musste mit bitterem Schmerze zusehen, wie Christian den letzten Rest seiner Geisteskräfte vergeudete in einem Kreise von zugleich knabenhaften und schamlosen Bakchanalien und Orgien, deren Ceremonienmeister der junge Graf Holk war.

In diesem Wüstlingstreiben wurde Christian der Blasirte Christian der Blödsinnige. Man musste, um dem Volke den Anblick eines Königs dieser Art zu entziehen, schon jetzt Einrichtungen treffen, welche nachmals unter der faktischen Regentschaft der Königin und ihres Günstlings, dann unter der Juliane's und ihrer Kreaturen, endlich unter der des Kronprinzen lange Jahre bestanden haben. Adam Oehlenschläger hat aus bester Quelle in seinen Lebenserinnerungen folgende charakteristische Züge aus der Krankheitsgeschichte des Königs überliefert. Mitunter hielt es ziemlich schwer, ihn zu der Königsarbeit des Unterschreibens zu bewegen. Wenn man ihm aber das Wort „Absetzung" drohend ins Ohr flüsterte, wurde dem armen Simpel angst und bange und er unterzeichnete alles mögliche. Störenden Ausbrüchen seiner Krankheit suchte man durch Vorsicht vorzubeugen. So waren die Pagen angewiesen, bei der Tafel seinen Stuhl festzuhalten, wenn er zuweilen aufstehen wollte, um die andern am Essen zu verhindern. Es war am Hofe verboten, mit ihm zu reden und ihm zu antworten, wenn er fragte, um alle unliebsamen Aeußerungen königlicher Machtvollkommenheit zu hindern, welche Machtvollkommenheit dem Namen nach fortbestehen blieb. Mitunter kamen aber doch wunderliche Ansprüche an dieselbe und wunderliche Auslassungen derselben vor. So lockte ein muthwilliger Page den König eines Tages in einen Winkel und sagte da zu ihm: „Verrückter Rex, mach' mich zum Kammerjunker!" Ein andermal kreirte der König wirklich einen Kammerherrn. Er war nämlich genöthigt worden, für einen Menschen, den er nicht leiden konnte, die Bestallung als Kammerherr zu unterschreiben. Den Augenblick darauf kam einer der Ofenheizer ins Zimmer, angethan mit seinem gelben Wamms, die Mütze mit des Königs Namenszug auf

dem Kopfe, eine Bürde Brennholz auf dem Rücken. „Hör' mal, du, — fragt der König — willst du Kammerherr sein?“ .... „Hm, das wäre nicht so übel; aber wie soll ich's anstellen, es zu werden?“ .... „Oh, nichts leichter als das. Folg' mir.“ Und der König nahm den Knecht, wie dieser stand und ging, bei der Hand und führte ihn aus seinem Kabinett in den Sal, wo gerade der ganze Hof versammelt war. Er trat mit seinem Klienten in die Mitte der Versammlung und rief mit lauter Stimme: „Ich ernenne diesen Mann zum Kammerherrn.“ Weil die Fiktion, Christian der Siebente sei absoluter Landesherr, aufrecht erhalten werden sollte, musste man sich diese Ernennung, worin sich der Humor der Verrücktheit aussprach, schon gefallen lassen; aber man kaufte dem glücklichen Hausknechte seine Kammerherrnschaft um den Preis eines kleinen Bauerngutes ab.

Graf Holk, ein gedankenloser Vergnügling, hatte nicht immer Lust oder Zeit, den blödsinnigen König zu unterhalten. Er überließ ihn daher häufig der Gesellschaft eines Negerknaben und eines Negermädchens, die Christians liebste Spielgefährten waren. Kinder und Narren haben bekanntlich eine gleich heftige Neigung, Unfug zu treiben. Christian Rex und Simplex hatte also seine große Freude daran, unter Beihilfe der beiden Schwarzen im Schlosse Fensterscheiben und Porzellanzeug zu zerschlagen und im Garten die mythologischen Statuen zu köpfen. Zur Abwechselung zerrte, balgte und biß er sich mit dem kleinen Mohren und der kleinen Mohrin auf dem Boden herum. Von Zeit zu Zeit trat auch wohl etwas ein, was einem lichten Momente gleichsah. So trat der König eines Abends plötzlich in eine Galasoirée bei Hofe, winkte der rauschenden Gesellschaft mit der Hand und rief gebieterisch: Stille! Der ganze Schwarm staunte und starrte lautlos und nun stellte sich der arme travestirte Hamlet hin und trug mit hohem Ernst und tiefem Gefühle die Mahn- und Strafode Klopstocks „An die Fürsten“ vor. Dies gethan, schlug er die Hände klatschend zusammen, lachte laut auf, drehte sich auf dem

Absatz herum und ging weg .... Es liegt im Wesen des Absolutismus, daß man nicht recht wusste, wie diesem desperaten Dinge beizukommen wäre. Anderwärts, vorab in Russland, wusste man sich in solchen Fällen zu helfen: man „verdünnte" den tollgewordenen Absolutismus mittels vergifteten Burgunders oder auch mittels Servietten und Schärpen. Der König von Dänemark war regierungsunfähig, kein Zweifel; aber seine Person, ob auch eine verrückte, repräsentirte nicht nur, nein, war die Souveränität. So ging denn die Staatsmaschine ihren lotterigen und schlotterigen Gang. Wer gerade Muth oder List genug besaß, in diesem anarchischen, halb blödsinnigen Getriebe das Hauptrad vorzustellen, der konnte es für eine Weile, d. h. gerade so lange, bis ein Muthigerer oder Listigerer über ihn kam. Endlich kam einer, der das Aussehen eines zugleich Muthigsten und Listigsten hatte, und die Königin Mathilde, froh, eine ihrer Meinung nach verlässlichste Stütze gefunden zu haben, eilte, ein Bündniß mit ihm zu schließen.

4.

Neben den Schemen von König trat nämlich die Gestalt eines Mannes, welcher den Muth hatte und das Zeug zu haben schien, das Königsspiel zu spielen, — Johann Friedrich Struensee, im Jahre 1768 als Leibarzt in die Umgebung Christians gekommen und sein Begleiter auf der oben erwähnten Reise. Vor seiner Erhebung zu schwindelnder Höhe voll Klugheit, Geschmeidigkeit, Geduld und Selbstbeherrschung, hatte er seine vertraute Stellung zu dem unglücklichen Monarchen meisterlich zu benützen verstanden. Er war bereits der Herr seines Herrn, als der leichtsinnige Graf Holk noch keine Ahnung davon hatte. Die Art und Weise, wie Struensee diesen officiellen Günstling des geistesschwachen Königs auch inbetreff der Königin überlistete

und bei dieser einen großen Stand gewann, ist sehr bezeichnend für die damaligen dänischen Hofzustände.

Mathilde hatte vollwichtigen Grund, den Grafen als einen Hauptverderber ihres Gemahls zu verabscheuen, und da sie in Struensee nur ein Werkzeug Holks sah, so erstreckte sich ihr Abscheu auch auf den Leibarzt. Der übermüthige Holk machte nun mit dem Hasse der Königin so zu sagen Parade und fand ein knabenhaftes Vergnügen daran, der armen Fürstin die Gegenwart Struensee's so oft als möglich aufzudringen, indem er den König bestimmte, den Leibarzt mitzunehmen, so oft er in die Zimmer seiner Gemahlin ging. Struensee zögerte nicht, die Gelegenheit auszunützen. Er wusste durch ein ehrfurchtsvolles, zartes, an Rührung streifendes Benehmen den in den Augen der Königin funkelnden Zorn bald zu beschwichtigen. Mathilde bemerkte mit wohlgefälliger Ueberraschung, daß ihr vonseiten eines Mannes, welchen sie für einen Feind gehalten, die ehrerbietigste Huldigung entgegengebracht wurde. Im Jahre 1770 war es schon so weit, daß sie ihm vertraute, daß sie einen Freund in ihm sah. Gerade damals handelte es sich darum, dem kleinen Kronprinzen die Pocken einzuimpfen, welche Operation zu jener Zeit als eine unendlich viel wichtigere angesehen wurde denn heutzutage. Struensee vollzog dieselbe mit bestem Erfolge, was ihm das Herz der Mutter gewann, nachdem ihm seine gewandten und glücklichen Bemühungen, Mathilden einen überwiegenden Einfluß auf ihren königlichen Gatten zu verschaffen, bereits das Vertrauen der Königin gewonnen hatten.

Auch die Neigung des Weibes sollte dem Glücklichen nicht entgehen. Nachdem er mit der Leitung der Erziehung des Kronprinzen beauftragt, mit dem Titel eines Konferenzraths ausgestattet und zum Vorleser der Königin ernannt worden war, hatte er in der letzteren Eigenschaft häufige Gelegenheit mit Mathilde allein zu sein. „Solus cum sola non solent orare paternoster.“ Die alte Kupplerin Gelegenheit that auch hier ihr Werk. Ein Mann in der Blüthe des Mannesalters stehend, fein, gebildet, kenntniß-

reich, gewandt und skrupellos, und eine schöne feurige Frau von neunzehn Jahren, einsam stehend, verlassen, der Form nach an einen entnervten Wüstling gekettet, der aus einem überreizten Knaben zum impotenten Greise geworden, — ach, man weiß aus Dante und Leigh Hunt, was daraus wird, wenn unter Umständen ein Mann und eine Frau allein mitsammen lesen [1]).

---

1) Jeder erräth, daß ich auf die wunderbar schöne Episode von Paolo und Francesca im 5. Canto des dante'schen Inferno hindeute, wo die unglückselige Heldin dem wandernden Dichter erzählt: —

„Noi leggiavamo un giorno, per diletto,
Di Lancilotto, come amor lo strinse:
Soli eravamo e senza alcun sospetto.
Per più fiate gli occhi ci sospinse
Quella lettura, e sclolorocci 'l viso:
Ma solo un punto fu quel, che ci vinse.
Quando leggemmo il disiato riso,
Esser baciato da cotanto amante;
Questi, che mai da me non fia diviso,
La bocca mi baciò tutto tremante:
Galeotto fu il libro e chi lo scrisse —
Quel giorno più non vi legemmo avante."

Der englische Dichter Leigh Hunt, Byrons Freund, hat in seiner in Deutschland wenig bekannten Story of Rimini, einer der elegantesten poetischen Erzählungen, die je geschrieben wurden, den unnachahmlich herrlichen Lakonismus des großen Florentiners nicht unglücklich so praphrasirt: —

„With this the lovers met, with this they spoke,
With this sat down to read the self-same book,
And Paolo, by degrees, gently embrac'd
With one permitted arm her lovely waist;
And both their cheeks, like peaches on a tree,
Came with a touch together thrillingly,
And o'er the book they hung and nothing said,
And every lingering page grew longer as they read.
As thus they sat and felt with leaps of heart
Their colour change, they came upon the part
Where fond Genevra, with her flame long nurst,
Smil'd upon Launcelot, when he kiss'd her first: —
That touch, at last, through every fibre slid;
And Paolo turn'd, scarce knowing what he did,
Only he felt he could no more dissemble,

Schon die Art, wie Struensee und Mathilde zusammengeführt wurden, hat etwas Poetisches, etwas die Phantasie wie das Mitgefühl ansprechendes. Auch ist die Unglücksgeschichte der beiden ohne Frage eine der romantischsten Episoden ihres Jahrhunderts und es bedürfte nur eines dänischen Walter Scotts, um daraus einen historischen Roman ersten Ranges zu formen. Zu einem solchen reicht der Stoff vollauf aus. Aber gerade desshalb musste es misslingen, den Struensee zum Helden der Tragödie zu erheben. Viele Poeten, und darunter ganz hübsche Talente, haben sich mit dieser undankbaren Arbeit abgemüht, ohne einen nennenswerthen Erfolg zu erzielen. Die Ursache liegt nahe. Struensee war kein Held, nicht einmal ein Original; er war kein Charakter, sondern bloß ein Typus seiner Zeit und, seiner unzweifelhaften Begabung ungeachtet, am Ende aller Enden doch nur ein ordinärer Glückspilz. Nicht allein das Unglück, sondern auch das Glück ist ein „Prüfstein der Gemüther". Es unterwarf den Mann einer Probe und er bestand sie schlecht. Uebermüthig und maßlos im Glücke, zeigte er sich im Missgeschicke verzagt, feig, niederträchtig sogar. Das Glück, anfangs von ihm nicht ungeschickt benützt, spielte ihm ein Königsskepter in die Hand: er ließ es sich von Leuten, die an Verstand weit unter ihm standen, schmählich wieder entwinden. Eine Königin, jung und schön wie ein Maimorgen, schenkte ihm ihre Liebeshuld: er verrieth sie. Er hatte sich etwas damit gemeint, ein erklärter Freigeist zu sein, und er starb wie ein zerknirschter Pietist. Nein, das war kein tragischer Held. Selbst der Genius

---

And kiss'd her, mouth to mouth all in a tremble.
Oh then she wept, the poor Francesca wept;
And pardon of the pray'd; and then she swept
The tears away and look'd him in the face
And, well as words might save the truth disgrace,
She told him all, up to that very hour,
The father's guile, th' undwelt, in bridal bower,
And wish'd for wings on which they two might soar
Far, far away, as doves to their own shore,
With claim from none. That day they read no more ...."

eines Schiller würde daran erlahmt sein, ihn zu einem solchen zu machen.

Ein beachtenswerther Umstand ist, daß Struensee keineswegs die Eigenschaften besaß, welche man der gewöhnlichen Voraussetzung zufolge besitzen muß, um den Frauen zu gefallen. Er war kein liebenswürdiger Mann im gäng und gäben Sinne des Wortes. Der englische Botschafter, welcher ihm nicht abgünstig war, äußerte in einer Depesche vom April 1771 ausdrücklich, daß Struensee „in seinen Gesprächen nichts von der Lebhaftigkeit und Anmuth zeige, wodurch sich andere den Weg zur Gunst bahnten. Seine Art, sich zu gebaren und auszudrücken, ist trocken und sogar unangenehm, so daß es ein Gegenstand allgemeiner Verwunderung war, wie er es angefangen habe, einen so unbedingten Einfluß auf den König und die Königin zu gewinnen“. Ferner schreibt der Gesandte dem Günstling zwar „nicht unbeträchtliche Kenntnisse“ zu, spricht ihm aber staatsmännische Befähigung und politischen Takt ab. Es mangelte ihm auch eine ausreichende Einsicht in die dänischen Verhältnisse. Von Eitelkeit sei er ziemlich frei, nicht aber von einem übermäßigen Selbstvertrauen, das nicht selten in „Unverschämtheit“ ausarte. Der Gesandte gibt aber doch einen Schlüssel zu dem Räthsel von Struensee's beispiellos schnellem Steigen, indem er betont, daß derselbe „kühn und unternehmend“ sei.

Das gefällt bekanntlich den Frauen und gefiel auch der armen Mathilde. Sie merkte nicht, daß Struensee's Muth kein probehaltiger sei. Oder müssen wir ihr Verhältniß zu ihm etwa auf die unliebsame Art der Frauen zurückführen, nur allzu gerne den Schein dem Wesen vorzuziehen? Nichts ist leider gewisser, als daß die Frauen nur zu sehr geneigt sind, das Ordinäre zu bevorzugen, was sich etwelchen Anstrich von Außergewöhnlichem zu geben weiß, und an dem wirklich Bedeutenden theilnahmelos vorüberzugehen, wenn dieses ihrer aus denkträger Phantastik entspringenden Laune nicht gefällig sich darstellen kann oder will. Ach, die weibliche Laune! Sie bestimmt die Neigungen der Frauen in

der Liebe wie in der Literatur. Der große „Herzenskündiger“, ein weisester Dichter, hat uns die Elfenkönigin Titania vorgeführt, wie sie an einen Eselskopf, an einen Eselskopf im wörtlichen und figürlichen Sinn, ihre Zärtlichkeit verschwendet. Ich fürchte, es ist eine leidige Thatsache, daß nicht bloß in Sommernachtsträumen, sondern auch gar häufig in der Wirklichkeit schöne und schönste Hände Eselsköpfe liebkosen. Warum nahmen und nehmen die Clauren und Hackländer, was immer für Namen sie haben mögen, in der Lektüre der Frauen allzeit einen so breiten Raum ein? Weil die Clauren ihren schönen Leserinnen nicht zumuthen, zu denken, und weil sie ihre Nichtigkeit, Hohlheit und Gemeinheit hinter einem mit gleißendem Flitter gestickten Flore zu verstecken wissen. Wehe dem Autor, welcher diesen Flor anzuwenden verschmäht oder vergisst, und wäre es auch nur der Schatten einer Idee von einem Flor. Die Frauen haben durchschnittlich keine Empfänglichkeit und kein Verständniß für die keusche Nacktheit der Schönheit und die herbe Nacktheit der Wahrheit erschreckt sie. Um gerecht zu sein, sie können nichts dafür: es liegt das in ihrer Natur. Es hat wohl nie eine wunderbarere Versinnlichung des „Ewig-Weiblichen“ gegeben als die Venus von Medici. Sie ist hüllenlos, allein sie bemüht sich, wenigstens ihre Hände zu einem Flore zu machen. Ein ungalanterer Mann als ich würde sagen: sie kokettirt mit der Schamhaftigkeit. Etwas Koketterie gehört allerdings zu den Elementen, aus welchen das schönste Wesen der Schöpfung zusammengesetzt ist, genannt Weib. Darum lieben die Frauen Schminken, Krinolinen, Schleier, Masken und Schönpflästerchen aller Art. Das Weib will durchaus mehr scheinen als sein und verlangt das auch von den Männern. Auf der weiten Erde gibt es vielleicht kaum drei Frauen, welche den Shakspeare wirklich und wahrhaft kennen, ehren und lieben. Warum? Weil er die Dinge mit ihren Namen nennt, weil er natürlich ist wie die Natur, nackt, wahr bis in die innerste Fiber.

5.

Mit dem Vorstehenden sollte nicht etwa angedeutet werden, daß Struensee ein Dummkopf und Mathilde eine schamlos sich wegwerfende Frau gewesen sei: sondern nur, daß Liebe und Ehrgeiz Verbindungen eingehen können, welche jeder Berechnung spotten. Daß auffseiten Struensee's keine wahre Liebesleidenschaft im Spiele gewesen — er hatte nichts vom Schlage Romeo's — scheint ausgemacht. Auch die Königin mag anfangs mehr für ihren Ehrgeiz als für ihr Herz von Struensee erwartet haben; denn die schöne Neunzehnjährige hatte sich's in den Kopf gesetzt, zu regieren. Aber nach Frauenart gewann sie das Werkzeug bald lieber als den Zweck und es unterliegt keinem probehaltigen Zweifel, daß die arme Mathilde eine innige und glühende Neigung für ihren Vorleser hegte und diesem alles gewährte, was eine Frau zu gewähren hat.

Im Sommer von 1770 haben sich die beiden gefunden und von da an, anderthalb Jahre lang, mitsammen Dänemark regiert. Mit der Staatsweisheit eines Bekenners der alleinseligmachenden „Encyclopédie“ und mit der Leidenschaftlichkeit einer Frau. Der Beginn dieses Regiments ward markirt durch die plötzliche Entlassung des Grafen Holk, welchen Uneingeweihte noch immer für den allmächtigen Günstling angesehen hatten. An seine Stelle als ersten Hüter und Zeitvertreiber des Königs setzte Struensee zunächst den Kammerjunker Warnstatt, dann den Herrn von Brandt, welchen er nicht zu fürchten hatte und auf den er sich verlassen konnte.

Man muß Struensee bei aller seiner Unzulänglichkeit und bei allen seinen Missgriffen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er das Beste des Staats wollte. Er war eine leicht, aber nicht unedel angelegte Natur, welche erst durch ein märchenhaftes Steigen und einen plötzlichen Sturz vergemeinert und verniedrigt wurde. Aus viel weicherem und werthloserem Stoffe gebildet als aus dem Metall,

woraus große oder auch nur mittelmäßige Staatsmänner geschmiedet sind, vermochte er weder Glück noch Unglück zu ertragen. Ein Idealist aus der Schule des aufgeklärten Despotismus, begriff er nur das Machen von oben herab, nicht das Pflanzen und Wachsen von unten herauf. Es lag das in der Zeit. Die Staatsraison eines zweiten Friedrich, eines zweiten Josef war im Grunde doch auch nur eine veredelte Schafezuchtspolitik. Wir haben alle Achtung vor diesen „erleuchteten“ Despoten, welche sich aus den Windeln byzantinisch-christlicher Vorstellungen vom „göttlichen Recht der Fürsten“ soweit herausgewickelt haben, daß sie sich nur als die „ersten Diener des Staats“ angesehen wissen wollten; aber wir sagen doch mit dem alten Wieland: „Vor dem Glück, unter dem Skepter sive Stock solcher ersten Staatsdiener leben zu müssen, bewahre uns der Himmel!“ Struensee wirthschaftete ganz in dieser Schablonenmanier, welche auf der Ansicht beruhte, es bedürfte, um die Völker vorwärts zu bringen, weiter nichts als die Grundsätze der französischen „Philosophen“ und der deutschen Aufklärer zu verwirklichen, nämlich mittels Edikten. Nach Art vieler anderer Weltverbesserer von damals, von früher und von später wusste oder bedachte er nicht, daß das Gute den urtheilslosen Massen unendlich viel schwerer zuzuführen ist als das Schlechte, daß die absurdesten Vorurtheile des Volkes mehr, weit mehr geschont werden wollen als die edelsten Menschenrechte, daß die plumpe Diplomatik von Pintendemagogen ausreicht, die stumpfe Menge Diamanten der Wahrheit wegwerfen und gierig nach Glasperlen der Lüge und des Unsinns greifen zu machen, und daß endlich das Volk jeder Zeit höchst willig war, auf Begehren seiner Feinde seine Freunde zu hassen, zu verfolgen, zu steinigen und zu kreuzigen [1]).

---

1) „Das Volk, das froh in die Hände schlägt
Und jauchzend den Irrthum begrüßt,
Hat keinem, welcher die Wahrheit trägt,
Auch nur eine Stunde versüßt.“

Schefer.

Möglich, wahrscheinlich sogar, daß Struensee, falls er länger im Besitze der Macht geblieben, es statt zu bloßen Anläufen zu wirklich ersprießlichem Schaffen und Thun gebracht hätte. Der Anfang seiner Machtübung nach innen und nach außen war so übel nicht. Dänemark hatte seit lange unter der brutalen Diktatur geseufzt, welche die Gesandten Russlands, ein Saldern, ein Filosoffow übten. Struensee zerbrach dieses Joch und zwar so geschickt, daß die herrschsüchtige Zarin in Petersburg sich wohl oder übel darein finden musste. Die Leitung der äußeren Politik durch Struensee lässt überhaupt am wenigsten Tadel zu, indem dieselbe auf das verständige Princip basirt war, daß Dänemark mit allen Staaten in Frieden und Freundschaft leben, aber keinem unterthan sein sollte und wollte. Nicht das gleiche Lob kann man der von Struensee angestrebten Reform der inneren Verwaltung zollen. Die Tendenz war auch hier im ganzen gut und vernünftig, aber die Ausführung ließ vieles, alles zu wünschen übrig. Ueberall ein hastiges Dreinfahren und doch nirgends ein rechtes Durchgreifen, ein despotisches Theoretisiren, dem keine energische Praxis folgte, und an sich richtigste Entwürfe durch die Einwirkung persönlicher Interessen, persönlicher Sympathieen und Antipathieen gestört, verwirrt, in ihr Gegentheil verkehrt. So erging es mit den versuchten Finanzreformen, mit dem Versuche der Aufhebung der bäuerlichen Leibeigenschaft, mit dem Versuche einer Umgestaltung des Heer- und Flottenwesens, mit dem Versuche der Einführung unbedingter Pressefreiheit.

Struensee's Hauptfehler war, daß er nicht begriff, nicht begreifen wollte, in den staatsmännischen Berechnungen seien nicht abstrakte Begriffe, sondern vielmehr Menschen die Ziffern, womit man zu rechnen habe, Menschen mit allen ihren Schwächen, Thorheiten, Vorurtheilen und Leidenschaften. In Verkennung dieser großen Thatsache kam er dazu, alle Klassen der Nation gegen sich einzunehmen und zu erbittern. Er stieß den Adel vor den Kopf, ohne die Bauern für sich zu gewinnen, er machte die Officiere,

Soldaten und Matrosen zu seinen Feinden ohne die Bürger zu seinen Freunden zu machen. Und das that er unter einem Volke, mit dessen Bildung es nicht weit her war und welchem er demnach schon in seiner Eigenschaft als Fremder verhasst sein musste.

Zu alledem kamen leichtsinnige Missgriffe in der Wahl der Personen, welchen der Günstling die höchsten Staatsämter anvertraute. Mit der Einführung des neuen Systems — wenn ein ewiges Experimentiren diesen Namen verdiente — war der alte Bernstorff und die ürigen Minister entlassen und scheinbare oder laue Anhänger wie der Freiherr von Schack-Rathlow und der General Gheler in den Staatsrath berufen worden. Die verhängnißvollste Berufung war jedoch die des Grafen von Ranzau-Ascheberg, eines begabten, aber ränkesüchtigen und gewissenlosen, der hohen Aristokratie des Königreichs angehörigen, aber in seinem Vermögen gänzlich zerrütteten Mannes, welcher zur Zeit der Verschwörung gegen Zar Peter den Dritten zu Petersburg im Umgange mit Katharina der Zweiten und den Orlows seine Schule gemacht hatte. Ranzau beherrschte den Staatsrath, mittels welcher Behörde der dänische Adel noch immer eine einflußreiche Stellung im Staate behauptet hatte. Man kann sich also denken, wie es auf den herrschsüchtigen Grafen und seine Standesgenossen wirken musste, als Struensee kraft königlicher Kabinettsordre vom 27. December 1770 den Staatsrath aufhob, „weil sich diese Einrichtung mit dem Princip einer absoluten Monarchie nicht vertrüge".

Diese tolle Unklugheit, wodurch Struensee das gewichtige Mittel verlor, durch eine aus Eingeborenen höchsten Ranges und Ansehens bestehende Versammlung seine Person und seine Maßregeln zu decken, wurde durch keinerlei verständige Vorkehrungen gutgemacht. Im Gegentheil, der Günstling taumelte von da ab, während er höher und immer höher zu steigen wähnte, abwärts auf seiner abschüssigen Bahn wie ein Berauschter. Denn ein solcher war er: der Wein der Macht war ihm zu Kopfe gestiegen und hatte ihn förmlich benebelt. Es genügte ihm jetzt

nicht mehr, das Wesen der Gewalt zu besitzen: er wollte auch den Schein derselben haben. Nach Titeln und Würden gierend, ließ er sich zum Grafen machen und zum Geheimen Kabinettsminister ernennen. Aber auch dieser in Dänemark ganz neue Titel war ihm noch nicht gut genug. Er wollte es geradezu ausgesprochen und öffentlich erklärt wissen, daß er und kein anderer unbeschränkter Gebieter von Dänemark sei. Daher musste der unzurechnungsfähige und willenlose König im Juli 1771 das unerhörte Edikt ausgehen lassen, welches verkündete, „daß alle von dem Grafen und Geheimen Kabinettsminister Struensee unterzeichneten Anweisungen und Befehle dieselbe Kraft und Giltigkeit haben sollten, als wären sie vom König unterschrieben, und daß diese Anweisungen und Befehle augenblicklich befolgt werden müssten.“ Damit war die Fiktion von Christians des Siebenten Regierung vernichtet und hatte der König seine Absetzung dekretirt.

6.

Aber König Struensee der Erste sollte nicht lange herrschen. Je blendender die Höhe war, zu welcher er sich emporgeschwindelt, um so rascher und tiefer war auch sein Sturz. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß das wahnsinnige Aktenstück, worin er sich die ganze königliche Machtvollkommenheit mit pralerischem Geräusch übertragen ließ, zugleich sein Todesurtheil enthielt. Um so mehr, da gerade von jetzt an seine Wachsamkeit nachließ, seine frühere fieberhafte Thätigkeit auffallend erlahmte und mit halben Maßregeln der Willkür muthlose Transaktionen und taktlose Koncessionen wechselten. Sein persönlicher Anhang war sehr gering. Er hatte, wenn man die Königin und seinen Bruder, den er nach Dänemark gezogen, ferner den Grafen Brandt, den jungen Oberst Falkenskiöld und den Leibarzt Berger

ausnimmt, eigentlich keine Freunde. Die Zahl seiner Feinde dagegen war Legion. Schon im September 1771 schrieb ein englischer Beobachter der dänischen Hof- und Staatszustände: „Die Unzufriedenheit wächst hier täglich. Sollte das Volk wirklich so weit aufgereizt werden, um seinen Groll an dem verhassten Grafen Struensee auszulassen, so wird die Rache des dänischen Pöbels grausam und blutig sein." Der Engländer hätte dem Hauptworte Pöbel das Beiwort vornehm geben sollen, denn natürlich war es der vornehme und nicht der geringe Pöbel, welcher das nach wenigen Monaten beginnende Trauerspiel vorbereitete und in Scene setzte.

Schon machte sich die allgemeine Gährung in Soldaten- und Matrosen-Meutereien Luft, welche nur mit Mühe beschwichtigt werden konnten. Man fühlte das Bevorstehen einer gewaltsamen Veränderung und man wünschte sie. Auch fand die sich bildende Verschwörung einen Mittelpunkt in der Königin-Witwe Juliane, welche merkte, daß endlich ihre Zeit gekommen wäre.

Sie wäre vielleicht trotz allem, was vorgegangen, noch nicht so entschieden gekommen gewesen, wenn Struensee und Mathilde in ihren persönlichen Beziehungen die nöthige Zurückhaltung und Vorsicht beobachtet und dadurch eine Hauptstoffquelle der gegen sie gerichteten Agitation abgegraben hätten. Aber für Ehrgeizige und Liebende ist des gescheiden altrömischen Poeten „goldene Mittelstraße" bekanntlich nicht gebaut. Wie ihr Liebhaber von seinem Ehrgeize, so war die Königin von ihrer Liebe berauscht. Sie war jetzt nicht mehr das schüchterne sittsame Mädchen von fünfzehn Jahren, sondern eine glühende Frau, schwelgend in den Genüssen ihrer Leidenschaft und ihre Tage in rauschenden Vergnügungen verbringend. Ihr Verhältniß zu dem Minister war gar kein Geheimniß mehr. Neugierige Hofdamen hatten nicht sehr züchtige Untersuchungen an den Bettstücken und der Leibwäsche der Königin angestellt und hatten die nächtlichen Gänge Struensee's zu Mathilde dadurch konstatirt, daß sie Mehl oder Puder vor die Schlafzimmer-

thüre derselben streuten, worin sich der Fuß des Günstlings abdrückte und wovon er die weiße Spur bis in sein Gemach mit zurücknahm. Diese Praktiken spielten nachmals in dem Processe der Königin keine geringe Rolle. Die Hofdamen, welche sich um Beibringung derartiger Beweismittel gegen ihre Gebieterin bemühten, wurden ausdrücklich als „unbescholtene Jungfrauen“ aufgeführt. Das ist die Züchtigkeit der Höfe oder war es wenigstens zur Zeit, von der wir handeln.

Die Königin kam mit einer Tochter nieder und Struensee beging die Albernheit, nur mit Beihilfe Bergers und mit Ausschluß anderer Aerzte und sonstiger Personen die Entbindung zu bewerkstelligen. Selbstverständlich unterschrieb der König die Vaterschaft dieses Kindes, wie er ohne Anstand sein Todesurtheil unterschrieben haben würde, hätte ihn Struensee oder Brandt darum angegangen. Auf Mathilde's Bitte hatte die Königin-Witwe mit scheinbar größter Bereitwilligkeit und Freundlichkeit die Neugeborene aus der Taufe gehoben. Sie hatte auch gute Ursache, vergnügt auszusehen, denn die Geburt dieses Kindes kam ihr außerordentlich zu baß. Wenn bisher über das Verhältniß zwischen der Königin und dem Minister nur in Hofkreisen gezischelt und geflüstert worden war, so wurde jetzt auch außerhalb derselben offen davon geredet, ja laut geschrieen. Auf den Schlössern des Adels, in den Kanzleien, in den Bürgerhäusern und Kramläden der Hauptstadt, in den Kasernen und auf den Werften, in Soldatenkneipen und Matrosenspelunken hieß die neugeborene Prinzessin nicht anders als Prinzeß Struensee.

Das Gerede kam auch der Königin zu Ohren und das anzügliche Gezischel und Gekicher ihrer Hofdamen, ja ihrer Zofen sogar, ließ sie endlich ahnen, wie von ihr und Struensee in der Stadt und im Lande gesprochen werde. Jetzt erschrak sie. Es war, wie wenn ein Blitz den vor ihr liegenden Abgrund plötzlich erhellte. Wohl ihr, wenn sie den drohenden Blick, womit, wie Shakspeare sagt, das Schicksal die Menschen ansieht, wenn es ihnen wohlthun

will, beachtet, verstanden und recht befolgt hätte. Noch war es Zeit, aber nicht lange mehr; denn kurz darauf erwirkte Struensee das erwähnte berüchtigte Juli-Edikt zu seinen Gunsten, d. h. zu Gunsten seines Untergangs. Vergebens hatte Mathilde den Minister beschworen, vorsichtig zu sein, vorsichtig in den Staatsgeschäften, vorsichtig auch im Umgange mit ihr. Zwar eine Weile befolgte er wenigstens die letztere Warnung; allein die Warnerin selbst fand die Beschränkungen, welche sie ihm und sich eine Zeit lang auferlegt hatte, bald zu lästig. Die widerwillig geübte Zurückhaltung verschwand wieder und die beiden berauschten sich abermals in einem Glücke, auf dessen Flüchtigkeit und schreckliches Ende recht eigentlich gedichtet zu sein scheint, was der erlauchte Bauer vom Ufer des Ayr in seinen berühmtesten Versen vom Unbestand aller Lust gesungen hat [1]). Dann und wann freilich erwachten sie aus dem Taumel und sogen mit Schrecken die Witterung der Gefahr ein, welche in der Luft hing [2]). So versagte einmal, gegen

---

1) „Pleasures are like poppies spread,
You seize the flow'r, its bloom is shed!
Or like the snowfall in the river,
A moment white, then melts for ever;
Or like the borealis race,
That flit ere you can point their place;
Or like the rainbow's lovely form,
Evanishing amid the storm."

2) Die ganze Sachlage, wie sie zu dieser Zeit war, hat gerade hundert Jahre später ein begabter dänischer Künstler, K. Zahrtmann, in einem historischen Gemälde scharf und lebensvoll charakterisirt. Das Gemälde stellte den König Christian den Siebenten dar, auf einem Sopha zurückgelehnt, das eine Bein hoch in Luft gestreckt, in kindischem Behagen damit sich ergötzend, daß er einen über seinem Kopfe aufgehangenen Papagei mit einem Stocke neckt. Von ihm unbeachtet sitzen Struensee und Mathilde, letztere in stark dekolletirtem Kleide, an einem Tische und spielen Schach. Das Spiel ist offenbar nur der Vorwand ihres zärtlichen Geplauders, wie ihre liebetrunkenen Blicke beweisen. Hinter ihnen aber hat sich unversehens eine Thüre geöffnet und in derselben erscheint, drohend wie das Verhängniß, die Königin-Witwe Juliane. Der Künstler ließ sich durch höfische Machenschaften bestimmen, die ursprüngliche Form seines Werkes bedeutend abzu-

den Herbst von 1771 zu, dem Günstling sein ganzer Muth und er bat fußfällig die Königin, ihm Urlaub zu geben, damit er ein Land verließe, wo er von Feinden umringt sei und ihm ein schlimmer Ausgang drohe. Zugleich gab er ihr zu bedenken, daß sein Bleiben ihre eigene Lage nur verschlimmern könnte. Allein Mathilde wollte von Struensee's Entfernung nichts wissen, schlechterdings nichts. Sie sagte: „Wenn Sie gehen, so zwingen Sie mich durch Ihren Weggang zu einem Schritte, welcher mein Glück oder mein Verderben entscheiden wird." Es bedarf keines großen Scharfsinns, zu errathen, daß die arme leidenschaftliche Frau ihrem Freunde damit andeuten wollte, sie könne nicht von ihm lassen; daß sie ihm zu verstehen gab, wenn er ginge, würde sie ihm folgen. Struensee kannte seine königliche Freundin hinlänglich, um zu wissen, daß sie die Frau war, Wort zu halten. Darauf aber wollte er es nicht ankommen lassen, und so blieb er.

7.

Er hatte wahr gesprochen: er war von Feinden umringt. Aber warum machte er keinen Versuch, sich einen Weg der Rettung zu bahnen? Er machte mehr als einen solchen Versuch, aus dem Labyrinth von Mißverhältnissen, in welches er sich verrannt hatte, herauszukommen, gerieth aber dadurch nur immer tiefer hinein. In Wahrheit, seine ganze Situation hatte schlagende Aehnlichkeit mit einem jener irischen Sümpfe, die jeden, der sich auf ihre trügerische Oberfläche wagt, unerbittlich verschlingen. Das arme Opfer müht sich freilich mit Händen und Füßen ab, aus der

---

schwächen und zu verwässern, namentlich mittels Ersetzung der Figur Juliane's durch die einer beliebigen Hofdame. Vgl. A. Strodtmann: „Das geistige Leben in Dänemark. (1873), S. 56."

zähen Masse herauszukommen; aber je mehr es zappelt und strampelt, um so schneller sinkt es, sinkt und sinkt, bis der schwarze mörderische Morast über seinem Kopfe zusammenschlägt.

Giftspinne Juliane vollendete ihr Netz. Es war plump gewoben und wurde brutal gehandhabt, aber es that seinen Dienst. Scheinbar that auch die Regierungsmaschinerie, wie Struensee sie eingerichtet, noch immer vortrefflich ihren Dienst. Es war zuletzt ein reines Polizeiregiment, eine Säbelherrschaft. Man war derselben gegenüber unzufrieden, man klatschbasete, höhnte, schimpfte, hasste, meuterte auch mitunter; aber der revolutionären Stimmung fehlte die Organisation, bis diese von der auf Friedensburg ihre Zeit abpassenden Königin-Witwe Juliane in die Hand genommen wurde. Es war auch gar keine Hexerei, die beabsichtigte Revolution zu organisiren, denn es sollte nur eine Palastrevolution à la Byzanz oder Petersburg sein. Von einer Staatsumwälzung war keine Rede und es handelte sich rein nur darum, an die Stelle der Personen, welche die Marionette von König-Simpel regierenden Drähte regierten, andere zu setzen. Dem Volke machte man dabei etwelches himmelblaues Brimborium vor von Abstellung der Missbräuche, Erleichterung der Steuerlast u. s. w., wie das bei derartigen Anlässen so bräuchlich ist.

Juliane sah ein, daß vieles, alles darauf ankäme, sich einiger tüchtigen Helfershelfer im Militär zu versichern. Es gelang ihr, indem sie die beiden Obersten Eickstedt und Köller für ihre Pläne gewann. Der letztere wurde geradezu der Vertraute ihrer Anschläge und hat durch seine Energie denselben hauptsächlich zum Siege verholfen. Keiner von allen, welche der übermüthige Günstling absichtlich oder unabsichtlich gekränkt hatte, hasste ihn so unversöhnlich wie Köller und der Instinkt des Hasses ließ ihn errathen, wie Juliane ihrer verstellten Freundlichkeit ungeachtet gegen die Königin und Struensee gesinnt sei. Er näherte sich ihr und die beiden in Galle schwimmenden Seelen fanden sich. Es fehlte dem Komplott auch nicht an einem höchst schlauen

Bosseler und Gelegenheitsmacher; denn ein solcher hatte sich in Guldberg, dem Geheimschreiber des Prinzen Friedrich, gefunden, — so ein Mensch, wie sie in jeder Verschwörung vorkommen, ein Mensch mit dem Tritt einer Katze und mit Händen, die nach Bedarf der Umstände die Urkunden fälschende Feder oder die Giftphiole zu handhaben und unter allen Umständen kein Gewissen zu haben verstehen.

Die Königin-Witwe wollte sich aber nicht nur der Gewalt bemächtigen, sondern dieselbe auch dauernd behaupten. Das erste ließ sich mit Hilfe der Köller, Eickstedt und Guldberg allenfalls erreichen, das zweite jedoch erforderte noch andere Verbündete. Juliane warf ihre Blicke auf den Grafen Ranzau, welcher seinem Wüstlingsruf und seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen zum Trotz doch noch immer für das Haupt der Aristokratie galt und durch Geburt, Talente und Verbindungen einer Stellung genoß, welche ihn jeder Regierung, an der er keinen vorragenden Antheil hatte, gefährlich machen konnte. Die Königin-Witwe sondirte den Grafen, allein dieser gab Ansichten zu erkennen, welche ganz und gar nicht nach ihrem Geschmacke waren. Juliane wollte die absolute Despotie in Dänemark aufrecht erhalten wissen, zu ihrem eigenen und ihres Sohnes Gebrauch. Ranzau dagegen gab zwar deutlich zu erkennen, daß er bereit sei, den Günstling und die Königin Mathilde stürzen zu helfen; aber er deutete auch an, daß mit diesem Sturz eine Veränderung der Regierungsweise verbunden sein, dem Adel das, was ihm das Jahr 1660 geraubt hatte, zurückgegeben und Dänemark aus einer absoluten in eine durch die Aristokratie beschränkte Monarchie verwandelt werden sollte. Juliane fand bei so bestellten Sachen nicht für gut, weiter gegen Ranzau mit ihrem Anschlage sich herauszulassen. Sie brauchte jedoch nicht lange zu warten, bis der charakterlose Mann sich unbedingt zu ihrer Verfügung stellte.

Das ging so zu. Ranzau hegte bei aller seiner Zerfahrenheit ein lebhaftes Standesgefühl. Er grollte der jungen Königin, er grollte dem Günstling, weil diese mit

ihren Neuerungen das Ansehen und Interesse des Adels empfindlich verletzt hatten. Aber er war nicht unversöhnlich. Im Gegentheil, er war zur Stunde noch bereit, mit der Königin und Struensee sich zu verbünden, unter der Bedingung, daß das Regierungssystem zum Vortheile des Adels geändert und ihm selbst gestattet würde, nicht nur einen Finger, sondern die ganze Hand in der Regierung zu haben. Herr von Sprengporten, der schwedische Gesandte, welchem, wie auch dem englischen und französischen, alles daran gelegen war, Struensee am Ruder zu erhalten, weil dessen Politik Schweden, England und Frankreich gegenüber eine korrekte war, — Sprengporten sah, was in Ranzau vorging, nahm Rücksprache mit ihm und machte ihm einleuchtend, daß es für den Grafen besser und lohnender wäre, den Günstling auf den richtigen Weg zurückzuführen als sich selbst und den Staat den unberechenbaren Zufällen einer gewaltsamen Veränderung preiszugeben. Beweglich und sanguinisch, wie er war, ging Ranzau auf der Stelle zu Struensee, stellte mit freundschaftlicher Lebhaftigkeit diesem die ganze Lage vor, bat, warnte, zeigte, wie der schwarz und schwärzer heraufziehenden Gefahr zu begegnen wäre. Alles vergeblich! Der Günstling muß zu jener Stunde, welche sein Schicksal noch hätte zum Besseren wenden können, mit völliger Verblendung geschlagen gewesen sein. Er dankte, die Lippen von einem hochmüthigen Lächeln gekräuselt, dem Grafen für seine Theilnahme und ließ ihn stehen. Wüthend und nur noch auf Rache sinnend eilte Ranzau nach Friedensburg, der Königin-Witwe zu sagen, daß er der Ihrige sei. Jetzt wurden unverweilt die einzelnen Fäden des Komplotts straff angezogen und wurde der Aktionsplan festgestellt.

Derweil war das Jahr 1771 zu Ende gegangen. Der Hof hatte den Sommer auf Hirschholm zugebracht und im Spätherbste das der Hauptstadt näher gelegene Lustschloß Friedrichsburg bezogen. Die junge Königin hegte Abscheu vor Kopenhagen und ließ sich nur mit äußerstem Widerwillen bestimmen, nach schon völlig eingebrochenem Winter

die Verlegung der Hofhaltung in das Stadtschloß zuzugeben. Struensee beschwichtigte ihre Besorgnisse durch Aufzählung der von ihm getroffenen militärischen Sicherheitsmaßregeln. Er scheint den Warnungen zum Trotz, welche ihm der englische Gesandte zu dieser Zeit wiederholt zukommen ließ, keine Ahnung gehabt zu haben, daß ihm alle diese Maßregeln auf's schmählichste versagen würden.

Am Abend des 16. Januars 1772 stralte der kopenhagener Königspalast von Kerzenlichtern und rauschten seine Säle von Musik. Es war großer Ball bei Hofe. Königin Mathilde, jetzt in ihrem einundzwanzigsten Jahr und im Vollglanz ihrer Schönheit stehend, war an diesem Abend, dem letzten, wo sie das Diadem trug, so heiter, wie sie seit lange nicht mehr gewesen. Sie tanzte die letzte Quadrille mit dem Prinzen Friedrich, ihrem und ihrer Kinder Todfeind. Eine Stunde nach Mitternacht ist das Fest zu Ende, die Herrschaften ziehen sich in ihre Gemächer zurück und Stille breitet sich über die weiten Räume des Schlosses, dessen Wachtposten die Grenadiere vom Regiment des Oberst Köller innehaben. Gegen drei Uhr Morgens brennt nur in dem Kabinette der Königin-Witwe Juliane noch Licht.

Zu dieser Stunde erscheint der Oberst Köller in großer Uniform in dem Wachtzimmer des Schlosses, läßt die Officiere der Wachtmannschaft wecken, versammelt sie um sich und erklärt ihnen mit soldatischer Strenge und Kürze, daß er vom Könige Befehl habe, die Königin, den Grafen Struensee und ihre Anhänger zu verhaften. Die Officiere denken nicht daran, die Vorweisung einer vom König unterzeichneten Ordre zu verlangen, sondern erklären sich zum Gehorsam bereit. Draußen umstellt zur gleichen Zeit der Oberst Eickstedt das Schloß mit seinem Dragonerregimente, um jede Verbindung mit der Stadt zu hindern. Köller steigt mit seinen Officieren zu der ängstlich harrenden Königin-Witwe hinauf, bei welcher Prinz Friedrich, Graf Ranzau und Guldberg versammelt sind. Nach einer letzten kurzen Verabredung wird weiter vorgeschritten. Das Unheil ist im Gange.

Juliane, ihr Sohn, Ranzau und Guldberg machen sich zum König auf den Weg und der Graf übertölpelt den bestürzten, aus dem Schlafe aufgeschreckten ersten Kammerdiener, ihnen die Thüre des königlichen Schlafgemaches, dessen Schlüssel er in Verwahrung hat, aufzuschließen. Darauf wird an dem Bette des armen König-Simpels eine lärmende Ueberraschungs- und Angstscene aufgeführt. „Die Stadt ist in Aufruhr! Das Volk schreit nach Gerechtigkeit gegen die Königin und Struensee! Es will Opfer haben! Es droht mit Absetzung!" Dazu der König: „Rathet mir, helft mir! Wohin fliehen? Was soll ich thun?" — Worauf Ranzau, im voraus von Guldberg aufgesetzte Verhaftsbefehle vorbringend: „Diese Papiere unterzeichnen und Ew. Majestät, das königliche Haus und Dänemark sind gerettet!" Das Unterschreiben macht Christian dem Siebenten wenig Sorge. Was hat er seit Jahren nicht alles unterschrieben! Aber wie er zur Feder greift, fällt sein wirrer Blick auf den Namen Mathilde, der auf dem ersten ihm vorgelegten Papiere steht. Er stutzt, zaudert, wirft die Feder weg. Ging ein Lichtblitz durch sein Gehirn? Rührte ein edles Gefühl den Sumpf seiner Seele auf? Die Verschworenen merken, daß alles auf dem Spiele stände, falls der König auch nur für fünf Minuten Herr seiner selbst wäre, und stürmen daher mit neuen Schreckbildern auf ihn ein, zwingen ihm die Feder in die Hand und er unterschreibt.

Inzwischen ist der Oberst Köller in das Schlafzimmer des Günstlings gedrungen. „Was gibt es denn?" fragt der Ueberraschte noch halb im Schlafe. „Sie werden es schon sehen. Stehen Sie nur auf!" erwidert der Oberst barsch, faßt den Minister brutal an der Kehle und schüttelt ihn. Struensee ist angedonnert, völlig fassungslos, wie Wachs unter den Händen Köllers. Ihm, der es in Dänemark zum Gesetze gemacht, daß kein Edikt, kein Befehl, welche nicht von dem König oder ihm selbst unterzeichnet waren, Giltigkeit hatte, ihm fiel es jetzt gar nicht ein, nach einem schriftlichen Verhaftsbefehl zu fragen. Möglich immerhin, daß

diese Frage ihm Rettung gebracht, denn Köllers Officiere, die keineswegs in die Verschwörung eingeweiht waren, hätten dadurch erfahren, daß ihr Oberst ganz und gar nicht auf königlichen Befehl handle. Nie vielleicht hat ein Mann, welcher ein Land beherrschte, widerstandsloser sich fällen und fangen lassen. Kein Zucken von Mannhaftigkeit, keine Regung von Energie. Nichts als schmählichste Schlaffheit und Feigheit. Eine kleine Seele, die „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle" der Gefahr den Nacken beugt und die Hände den Fesseln darbietet. So lässt sich der Gebieter eines Königs und der Günstling einer Königin ins Gefängniß schleppen .... Man ist doch wohl berechtigt, von einem Manne als von einem Glückspilze zu reden, welcher so ganz nach Pilzart vor dem ersten nachdrücklich gegen ihn geführten Schlage zusammenknickte. Man spreche nicht von dem überwältigenden Eindruck einer plötzlichen Gefahr. Sie war für den Günstling durchaus keine plötzliche. Nach der Unterredung mit Ranzau, nach allen den empfangenen Warnungen musste er darauf gefasst sein. Aber Gefahr ist wie Einsamkeit. Beide verengen kleine Seelen, während sie große weiten; beide erdrücken gemeine Geister, während sie edle erheben und stählen. Struensee war eine kleine Seele, ein gemeiner Geist. Die Romantik kann ihn bemitleiden; aber die Geschichte muß ihm das Urtheil sprechen, daß er nur ein Schwindler gewesen sei, ganz und gar unwürdig, von einer Frau wie Mathilde geliebt zu werden.

Aus dem Schlafzimmer des Königs eilt Ranzau nach dem der Königin. Eickstedt und andere Officiere begleiten ihn auf diesem Gange. Es hat aber im Schlosse schon Lärm genug gegeben, um die arme Mathilde zu wecken. So wurde sie wenigstens nicht im Schlafe überfallen und sie hat bei der jetzt folgenden abscheulichen Scene einen Muth entfaltet, welcher Zeugniß gibt, daß in dieser Frau etwas von dem Stoffe gewesen, aus welchem Heldinnen gemacht sind. Aber sie war ja nicht in einer Epoche des Heroismus geboren, sondern in einer Epoche gewissenloser

Intrike und erzstirniger Brutalität. Es hat auch die letztere in dieser ganzen Zeit sicherlich nie brutaler sich geoffenbart als zu der Stunde, wo der wüste Ranzau und seine Spießgesellen die unglückliche Königin gefangen nahmen.

Wie sie Geräusch in ihrem Vorzimmer hört, ruft Mathilde nach ihren Kammerfrauen. Bleich, verstört, nur halb angezogen drängen sich die Dienerinnen herbei. Die Königin springt aus dem Bette und fragt, was der nächtliche Lärm bedeute, was denn vorgehe. Man sagt ihr, daß Graf Ranzau sie im Namen des Königs sprechen wolle und mit einer Anzahl von Officieren im Vorzimmer harre. „Graf Ranzau? Im Namen des Königs? Ruft eilends den Grafen Struensee!“ — „Ach, Majestät, der Herr Minister ist verhaftet.“ — Da schlägt die Königin in der bitteren Gewissheit ihres Untergangs die Hände vor das Gesicht und ruft aus: „Verrathen und verloren! Auf ewig verloren!“ Aber rasch wieder Meisterin ihrer selbst, wirft sie einen Pudermantel über ihr Schlafgewand und sagt: „Lasst sie eintreten, die Verräther. Ich bin auf alles gefasst.“

Sie geht den Eintretenden entgegen. Ranzau verbeugt sich ceremoniös und lies't der Königin den von dem König vorhin unterzeichneten Verhaftsbefehl vor. „Geben Sie her, ich will es mit eigenen Augen lesen.“ Der Graf reicht ihr das Papier. Sie lies't es vom Anfang bis zum Ende durch, wirft es dann zu Boden, setzt den Fuß darauf und sagt, vor Verachtung zitternd: „Daran erkenne ich die Verräther und den König.“ Darauf Ranzau: „Majestät, ich bitte Sie, die Befehle des Königs zu respektiren.“ Mathilde wieder: „Die Befehle des Königs? Befehle vielmehr, wovon er nichts weiß und welche nur die infamste Verrätherei seiner Thorheit entrissen hat. Nein, solchen Befehlen gehorcht keine Königin!“ . . . Man sieht, diese zwanzigjährige Frau benahm sich eben so mannhaft, wie Struensee sich weibisch benommen hatte. Sie that noch mehr: sie, die arme schwache verlassene Frau, versuchte sogar physische Gegenwehr gegen die Gewalt.

Ranzau erklärt ihr, daß er seinen Auftrag vollziehen müsse und daß derselbe kein Zögern vertrage. Worauf die Königin: „Ich verweigere Rede und Fügsamkeit, bevor ich den König gesehen und gesprochen habe.“ Und sie eilt der Thüre zu. Der Graf vertritt ihr den Weg und stößt eine Drohung aus. „Sie sind ein Elender! Wie, ziemt dieser Ton einem Diener gegen seine Königin? Sie sind der verächtlichste der Menschen, ein Schmachbeladener, den ich niemals fürchten werde.“ Ranzau murmelt: „Man muß ein Ende machen“ — und winkt einem der Officiere mit den Augen. Ein Auftritt hebt an, von dessen Schmach alles Wasser der Ostsee die dänische Aristokratie nicht reinwaschen kann.

Der Officier — ich kann den Namen des Buben nicht mit Bestimmtheit angeben; es muß aber entweder der Leutnant Beck oder der Leutnant Bay oder der Leutnant Oldenborg gewesen sein, denn diese drei hatte Ranzau bei sich — der Officier packt mit roher Faust die Königin. Sie entreißt sich seinem Griff und stößt einen markdurchdringenden Hilferuf aus. Nun umringen alle die Memmen und Verräther die Unglückliche und werfen sich alle auf sie. Sie durchbricht die Kette, springt zum Fenster, reißt es auf und will sich hinausstürzen. Da fasst sie wieder einer der Schurken. Vom Paroxismus der Wuth erfüllt, packt sie den Elenden bei den Haaren und schleudert ihn zu Boden, ebenso einen zweiten, bis sie endlich, von allen zugleich angefallen, nach einem schrecklichen Ringen athemlos, mit aufgelösten Haaren, halbnackt und ohnmächtig zu Boden sinkt . . . . Die nothdürftig wieder zu sich Gekommene zwingt Ranzau, sich anzukleiden, während er sie mit wüsten Schimpfreden überschüttet. Dann schleppt man sie in den Hof hinunter, verschließt sie in eine Kutsche und führt sie nach der Festung Kronburg ins Gefängniß. Und doch war diese furchtbare Stunde noch nicht die bitterste ihrer Leidensgeschichte. Diese kam erst dann, als sie erfahren musste, daß auch d e r sie verrathen habe, dem sie vertraut, dem sie Ehre, Ruf und Krone geopfert hatte.

In der Morgendämmerung wurden auch Struensee's Bruder, der Oberst Falkenskiöld, der Graf Brandt, der Leibarzt Berger und etliche andere Anhänger Struensee's verhaftet. Dann setzte man ein ekelhaftes Revolutionsspektakel in Gang, indem man dem Pöbel die Häuser des gestürzten Ministers und seiner Kreaturen preisgab, betrunkene Matrosen in den Straßen tumultiren und Vivats auf den König, die Königin-Witwe Juliane und den Prinzen Friedrich brüllen ließ. Die Geistlichen mussten die Kanzeln der Hauptstadt von Dankgebeten für die glücklich vollbrachte Umwälzung ertönen lassen. Ja, man scheute die kolossal lächerliche Lüge nicht, sie den Himmel dafür preisen zu lassen, daß er den König vor den frevelhaften Absichten des „Königsmörders" Struensee bewahrt habe. Christian der Simpel musste im Galaaufzug eine Rundfahrt durch Kopenhagen machen, um sich „mit seinem Volke über die gemeinsame Rettung zu freuen". Kurz, die ganze bodenlose Niederträchtigkeit, wie verworfene Parteien, wann sie siegreich sind, zu entfalten pflegen, trat auch hier schamlos zu Tage. Selbstverständlich war es eine erste Sorge der siegreichen Verschwörer, sich gegenseitig mit Belohnungen zu überhäufen. Sämmtliche Häupter des Komplotts wurden auch Mitglieder des wiederhergestellten Staatsraths, an dessen Spitze zum unsäglichen Verdrusse Ranzau's Juliane nicht ihn, sondern ihren jämmerlichen Sohn Friedrich stellte. An die fremden Höfe ergingen Depeschen, worin gesagt war, die vor sich gegangene Palastrevolution sei nur eine „Familienangelegenheit", welche mit der Politik nichts zu thun habe. Die Höfe ließen sich das Fait accompli gefallen und der englische Gesandte begnügte sich, die siegreichen Verschwörer zu warnen, an der Person der Königin Mathilde, der Schwester seines Königs, sich zu vergreifen; denn in diesem Falle müsste und würde England vergeltend einschreiten.

8.

Nach dem Siege kam die Rache. Es lässt sich, so, wie die Menschen nun einmal sind, wenig dagegen einwenden; denn es liegt leider in der menschlichen Natur, zu schreien: „Wehe den Besiegten!“ Bei Palastrevolutionen pflegt es, wo möglich, noch unsauberer herzugehen als bei Volksrevolutionen, und wenn Struensee und seine Anhänger in der Nacht vom 16. auf den 17. Januar 1772 unter den Waffen der Verschwörer gefallen wären, so müsste sich ein Kenner der Menschen und der Geschichte begnügen, dies als eine der gewohnten Unsauberkeiten, wie sie Staatsstreiche zu begleiten pflegen, achselzuckend hinzunehmen. Dagegen muß es jedes menschliche Gefühl empören, wenn, wie hier der Fall war, statt in der Erhitzung des Kampfes nach demselben mit kaltem Blute Morde begangen werden und zwar unter den Formen der Rechtspflege. Die Processirung, Verurtheilung und Hinrichtung des gestürzten Günstlings steht als eines der brennendsten Skandale, als eine der gröbsten Satiren auf die Justiz da, welche die Weltgeschichte kennt. Denn die Wahrheit ist, nicht die Besiegten, sondern vielmehr die Sieger waren nach dem formalen Rechte, nach den Gesetzen Dänemarks die Schuldigen. Aber freilich, was ist in der Staatspraxis und, ach, in der Privatpraxis das formale Recht? Eine schöne Illusion. Was ist das wirkliche Recht? Die Macht und der Erfolg. Das müsste allerdings den Glauben an eine sittliche Weltordnung auch in Leichtgläubigen von Grund aus zerstören, wenn nicht die große Thatsache, daß die Weltgeschichte doch immer wieder als Weltgericht sich manifestirt, denselben aufrecht erhielte. Ueber wie viele von ihrer Zeit als „Große“ Umschmeichelte hat dieses unerbittliche Gericht nicht schon den Wahrspruch „klein“ gefällt!

Es widerstrebt mir, die ganze Kloake der gegen die Besiegten angehobenen Procedur aufzudecken. Der daraus aufsteigende Brodem ist zu abscheulich. Genug, schlechte

Menschen, Juliane, Prinz Friedrich und ihr Anhang, fanden noch schlechtere, welche sich dazu hergaben, die von jenen gewollten Morde in angebliche Rechtsformen zu kleiden. Zu Blutopfern waren Struensee und Brandt ausersehen. Der Hauptanklagepunkt gegen den letzteren war ein so absurder, daß er unglaublich sein würde, falls er nicht aktenmäßig verbürgt wäre. Der blödsinnige König zankte, schimpfte und balgte sich nämlich mitunter mit seinem Gesellschafter und Wächter Brandt herum. Bei einer solcher Gelegenheit hatte der König den Grafen Brandt einen „Kujon“ geschimpft und gedroht, er wolle demselben tausend Stockprügel geben lassen. Im Fortgange der schönen Unterhaltung waren dann die beiden Herren handgemein geworden. Der König hatte dem Grafen nach der Zunge gegriffen und Brandt den König in den Finger gebissen. Aus dieser Katzbalgerei machten Brandts Ankläger und Richter ein Attentat auf das Leben des Monarchen!

Die in der Anklageakte gegen Struensee vorgebrachten Beschuldigungen waren, mit Ausnahme der dritten und sechsten, kaum weniger albern. Er wurde nämlich angeklagt: 1) eines entsetzlichen Anschlags gegen die Person des Königs; 2) des Vorhabens, den König zur Abdankung zu zwingen; 3) des verbotenen Umgangs mit der Königin; 4) der Art und Weise, wie er den Kronprinzen erzogen habe; 5) der großen Gewalt und des Ansehens, das er sich erworben; 6) der Art, wie er den Staat verwaltet habe. Der dritte Punkt war der weitaus bedenklichste. Er gab Struensee's Feinden nicht nur den besten Vorwand, ihn physisch zu tödten, sondern er brach ihm auch moralisch den Hals, indem er sich gerade inbetreff dieses Kardinalpunkts als ein jämmerlicher Feigling und Verräther benahm.

Man sagt, und es ist bei der ganzen Gestalt der Procedur sehr glaublich, daß seine Richter oder vielmehr Henker den verlorenen Mann sowohl mit der Androhung der Folter schreckten als auch durch die Vorspiegelung kirremachten, es wäre ein Rettungsmittel, das einzige Rettungsmittel für ihn, wenn er die Königin Mathilde möglichst

tief in seine Angelegenheit verstrickte. Aber trotz alledem durfte ein Mann nie thun und konnte nur ein Schwächling und Schwindler thun, was er that, indem er in seinem Verhöre vom 21. Februar gestand, daß er der Liebhaber der Königin gewesen sei und ihrer höchsten Gunst genossen habe. Von jetzt an kann er nur noch das Gefühl der Verachtung für sich in Anspruch nehmen. Es würde ihn nicht einmal entschuldigen, wenn die Sage, man habe ihn mittels Vorlegung eines falschen Protokolls, worin Mathilde angeblich ihrerseits die Verschuldung bereits eingestanden hatte, zum Geständniß bewogen, mehr wäre als eine Sage.

Genau aber in demselben Maße, in welchem Struensee in der Achtung des unbefangenen Beobachters seiner Laufbahn fällt, steigt die arme schöne gefangene Königin, deren Stern schon in einem Alter, wo der anderer Frauen sich kaum erhebt, in trübstem Gewölke unterging. Ich wiederhole es, Mathilde wäre unter glücklicheren Umständen eine Zierde ihres Geschlechtes, vielleicht der Geschichte geworden. Denn ihr ursprüngliches Wesen war gut und edel und sie entfaltete in ihrem furchtbaren Missgeschick einen Adel der Seele, welcher sie thurmhoch über den Mann stellt, an den sie ihre Huld weggeworfen.

Man wollte oder konnte der Schwester König Georgs des Dritten von Großbritannien nicht ans Leben, wenn schon Juliane's Haß sich am liebsten mit dem Blute der jungen Frau gesättigt hätte. Aber sie sollte wenigstens zu Grunde gerichtet werden und zwar für immer. Am 9. März begab sich zur Einvernehmung der Königin eine Kommission nach Kronburg. Sprecher derselben war der Freiherr von Schack-Rathlow, den man früher mit Grund für einen Ehrenmann gehalten hatte, der sich aber jetzt als der Niederträchtigste der Niederträchtigen benahm. So schnell findet die unbeschränkte Gewalt, selbst die schlechteste, sogar unter scheinbaren Ehrenmännern willigste Werkzeuge. Mathilde empfing ihre Inquisitoren mit ruhiger Würde und machte alle raffinirten Verhörkünste durch ihre Fassung und Geistesklarheit zu Schanden. Die Herren schienen mit ihrem

Witze zu Ende zu sein, wussten nicht wo aus und ein, stockten und beguckten angelegentlich die Schnallen ihrer Schuhe. Nur einer wusste Rath, der Freiherr von Schack, der „Ehrenmann". Hier konnte nur die schmachvollste List zum Ziele führen und er zögerte nicht, einer solchen sich zu bedienen.

Plötzlich sieht er die unglückliche Fürstin starr an und sagt: „Ihr Leugnen ist vergeblich. Graf Struensee hat seinen verbrecherischen Umgang mit Ihnen vollständigst und umständlichst eingestanden." Mathilde sträubt sich gegen die Wirkung dieses Keulenschlags. „Nein — ruft sie aus — es ist unmöglich, unmöglich! Struensee kann das nicht gethan haben! Nein, nein! .... Und wenn, so stelle ich alles in Abrede, was er gesagt hat." Schack bemerkt, wie das ganze Wesen der Unglücklichen unter dem Eindrucke der furchtbaren Nachricht bebt und zittert, daß ihre Fassung schwindet, ihre Besinnung wankt, und mit satanischer, aber auf eine nicht gemeine Kenntniß des Frauenherzens gegründeter Tücke fährt er fort: „Struensee hat dieses sein Geständniß wiederholt, bestätigt und unterzeichnet. Dieweil nun aber Königliche Majestät die Sache so bestimmt in Abrede stellen, so liegt gegen den Elenden die Anklage auf ein neues Verbrechen vor, auf das Verbrechen frechster Verleumdung geheiligter Majestät, welches nur die qualvollste Todesstrafe sühnen kann."

Dieser Stoß ging ins Herz. Mathilde fiel, von einer Ohnmacht angewandelt, in ihren Stuhl zurück und ein Lächeln der Befriedigung kräuselte die Mundwinkel des freiherrlichen Ehrenmannes. Was alles musste in der Seele der armen jungen Frau wühlend und peinigend durcheinanderstürmen, während sie sich langsam wieder erholte! Der Mann, dem sie alles hingegeben, hatte sie schnöde verrathen? Aber sie hatte ihn geliebt, sie vermochte ihn von einem qualvollen Tode zu retten, wenn sie gestand. Und warum nicht alles gestehen, was man haben wollte? Welchen Ruf hatte sie jetzt noch zu erhalten, welche Ehre zu wahren? Für wen? Wozu? Was war ihr jetzt noch die Welt und ihr Urtheil? Jetzt, nachdem er sie verrathen,

er! Musste sie ihn nicht hassen, aber konnte sie es? Nein! Sei es jene über Tod und Hölle triumphirende Frauenliebe, sei es ein himmelisches, nein, ein reinmenschliches Erbarmen, wovon die erlauchte Unglückliche bewegt war, sie wollte versuchen, um jeden Preis versuchen, den Schwerbedrohten zu retten.

Flüsternd fragt sie ihren Peiniger: „Und wenn ich nun eingestände, was Struensee ausgesagt hat, was dürfte dann der Unglückliche von der Gnade seines Königs hoffen?“ Der Freiherr-Ehrenmann blickt auf die Bebende und erwidert sanft und beruhigend: „Vieles, alles! Aber es ist zu diesem Zwecke nöthig, daß Sie Ihr Geständniß unterzeichnen.“ Und er schiebt ihr das inzwischen eiligst gefertigte Protokoll zur Unterschrift hin. An allen Gliedern bebend, ergreift mit einer gewaltsamen Anstrengung Mathilde die Feder, beugt sich über den Tisch und beginnt ihren Namen zu schreiben. Aber sie hat nur erst die Anfangsbuchstaben gemacht, als sie aufblickt und den tückischen Triumph in Schacks Zügen bemerkt. Da schleudert sie die Feder weg und stößt die Worte hervor: „Ihr betrügt mich schandbar! Struensee hat mich nicht angeklagt! Ich kenne ihn! Nein, er hat es nicht gethan, er kann es nicht gethan haben!“ Sie will aufspringen, aber die Kniee brechen ihr ein, es saus't ihr in den Ohren, es dunkelt ihr vor den Augen und — der Freiherr-Ehrenmann hebt die weggeworfene Feder auf, steckt sie in die willenlose Hand Mathilde's und lässt diese Hand, mit der seinigen führend, die angefangene Namensunterschrift vollenden. Dann überlassen die Herren die Königin, welche das zu sein durch diese Unterschrift aufhörte, ihren Schmerzen und ihrer Betäubung und eilen mit dem kostbaren Protokoll nach Kopenhagen zurück.

9.

Nachdem die Verhöre beendigt und die Akten zum Gebrauche von Richtern hergerichtet waren, welche nur Sprachrohre für das, was man ihnen zum voraus diktirt hatte, sein sollten und wollten, trug vor dem außerordentlich bestellten Gerichtshof am 24. März Namens des Königs der Prokurator Bang die Anklage gegen die Königin vor. Man gewährte ihr in dem Advokaten Uldall einen Vertheidiger, der seine Pflicht so so la la that. Selbstverständlich ohne Erfolg. Am 6. April sprach der Gerichtshof das Ehescheidungsurtheil gegen die Königin Mathilde aus. Juliane und ihre Vertrauten hatten gewünscht, auch die Prinzessin Luise, die kleine Tochter Mathilde's, in das traurige Geschick der Mutter zu verwickeln und dieselbe förmlich als im Ehebruch gezeugt brandmarken zu lassen. Allein die Sache hatte, auch abgesehen davon, daß sie sich schlechterdings nicht beweisen ließ, mancherlei Haken und man ließ sie daher fallen. Dagegen war man grausam genug, zu bestimmen, daß die geschiedene Königin ihre Kinder nur noch einmal und dann nie wieder sehen sollte.

Am 21. April schritt der Gerichtshof zur Behandlung der Anklage gegen Struensee und Brandt. Der Generalfiskal Wivet brachte eine Anklageakte vor, die, aus absurden Lügen, gemeinen Schimpfereien und schlechten Spässen zusammengestoppelt, kaum ihres Gleichen haben dürfte. Der Ton dieses Aktenstücks erhellt schon hinlänglich daraus, daß Struensee, „vormals ein Medikus, jetzt ein Graf", darin genannt wird, „ein so großer Spitzbube, als nur jemals in Deutschland auf der Messe ein- und ausgeläutet worden", und daß ihm wiederholt vorgerückt wird, er habe „einen solchen fetten Wanst, als ob er Vitellius wäre". Die gegen Brandt erhobene Anklage würde noch nichtssagender und frivoler gewesen sein, wäre das möglich gewesen. Im übrigen war ja gegen beide das Urtheil gesprochen, bevor die Anklage vorgebracht wurde. Die am 25. April gefällte Blutsentenz

lautete, „daß der Graf Johann Friedrich Struensee, sich selbst zur wohlverdienten Strafe und Gleichgesinnten zum Beispiel und Abscheu, Ehre, Leib und Gut verwirkt habe, seiner gräflichen und aller andern ihm verliehenen Würden entsetzt sein, sein gräfliches Wappen vom Henker zerbrochen und sodann Johann Friedrich Struensee's rechte Hand und darauf sein Kopf ihm lebendig abgehauen, sein Körper geviertheilt und aufs Rad gelegt, der Kopf mit der Hand aber auf einen Pfahl gesteckt werden solle." Ganz genau in denselben Ausdrücken war das gegen Brandt erlassene Urtheil gehalten. Man sieht, die infamen, von Juliane und ihrem Anhang bestellten Justizmörder hielten es nicht einmal der Mühe werth, ihren Blutspruch mit etlichen wohlfeilen Motiven auszustaffiren. Wesswegen Struensee Ehre, Leib und Gut verwirkt hätte, warum er geköpft und geviertheilt werden sollte, war gar nicht gesagt. Die ganze Procedur ist eins der kynischsten Possenspiele gewesen, welche Parteiwuth und Kabinettsjustiz jemals aufgeführt haben.

Am 26. April unterzeichnete Christian der Siebente die beiden Todesurtheile. Es machte dem König-Simpel nicht mehr Skrupel, die Ermordung von zwei Männern zu bestätigen, welche Jahre lang seine vertrautesten Freunde und Genossen gewesen, als es ihm gemacht hätte, den Tod einer Fliege zuzulassen. Er ist nach der struensee'schen Katastrophe noch sechsunddreißig Jahre lang so hingesimpelt, bis zu seinem im Jahre 1808 endlich erfolgten Tode dem Namen nach König, in Wahrheit ein verachteter und lästiger Sklave seiner Umgebung.

Die Hinrichtung Struensee's und Brandts erfolgte am 27. April 1772. Brandt benahm sich auf dem Gange zum Schaffot mannhafter als jemals in seinem Leben und auf der Henkerbühne wahrhaft heldisch. Struensee, der während seiner letzten Tage die Stimmung und das Gebaren eines flennenden Frömmlers und bußfertigen Sünders gezeigt hatte, erschien auch auf dem Schaffote würdelos und schlotterig. Er hatte nicht zu leben gewusst und wusste nun auch nicht zu sterben. Der Scharfrichter behandelte

den Unglücklichen so ungeschickt, daß seine Hinrichtung eine schauderhafte Metzelei war[1]). In dem während und nach der ganzen barbarischen Scene von den anwesenden Volksmassen beobachteten Stillschweigen sprach sich eine so unverkennbare Missbilligung der beiden Justizmorde aus, daß die Anstifter derselben allerlei Versuche machten, den Fanatismus der Bevölkerung von Kopenhagen wieder zu galvanisiren. Es gelang aber nicht und das dänische Volk hatte bald sattsame Veranlassung die Betrachtung anzustellen, daß durch die vorgegangene Palastrevolution seine Lage keineswegs verbessert, sondern eher noch verschlimmert worden sei. Es liegt uns eine Depesche des englischen Gesandten vom 17. Oktober 1772 vor, worin mit dürren Worten gesagt ist, daß Dänemark durch die struensee'sche Katastrophe aus dem Regen unter die Traufe kam. Das Regiment Juliane's, des Prinzen Friedrich und ihrer Sippschaft war despotisch und ganz unfähig zugleich. Die Tyrannei einer Oligarchie ist bekanntlich die schlimmste aller Tyranneien und das erwies sich recht klärlich und kläglich schon durch die Art und Weise, wie die jetzt in Dänemark herrschende Oligarchie gegen einige der Anhänger des gemordeten Günstlings verfuhr. So wurde der General Gheler seines Ranges und Gehaltes beraubt und aus dem Lande verwiesen, weil er, wie es in dem Urtheile hieß, „weil er Anlaß gegeben, daß man ihn im Verdacht gehabt"; so wurde der junge Falkenskiöld, „weil er ein Freund Struensee's gewesen", auf Lebenszeit auf den öden Felsen Munkholm gesetzt.

Inbetreff der armen Mathilde war zuerst bestimmt worden, daß sie in Dänemark bleiben und in der jütischen Stadt Aalborg wohnen sollte. Da ihr aber der dänische Boden unter den Füßen brannte, so vermittelte ihr Bruder,

---

1) „Mit dem Tubus in der Hand hatte die Königin-Witwe Juliane vom Schloßthurme der Christiansburg herab die ganze Exekution beobachtet und, als die Reihe an Struensee gekommen war, sich vor Ergötzen die Hände reibend ausgerufen: Nun kommt der Dicke!" Jenssen-Tusch a. a. O. 381.

Georg der Dritte, daß sie nach Deutschland gehen durfte, wo er ihr in Celle eine Zufluchtsstätte bereitete. Am 30. Mai 1772 schiffte sie sich zu Kronburg auf einer englischen Fregatte ein und verließ gebrochenen Herzens ein Land, wo ihre Kinder zurückblieben und wo ihre Jugend durch den grausamsten Schicksalssturm geknickt worden war. In Celle gewann sie die aufrichtige Bewunderung und Anhänglichkeit aller, welche ihr nahekamen. Ohne Bitterkeit, doch mit inniger Reue blickte sie auf das zurück, was ihr Irrthum, ihre Verschuldung und ihr Verderben gewesen war. Schlicht, sanft und geduldig trug sie ihr Loos. Sie hatte es nicht allzu lange zu tragen. Der Tod war milder gegen sie, als das Leben gewesen: schon am 10. Mai 1775 starb sie, noch nicht vierundzwanzig Jahre alt.

So verlief, so endigte diese dänische Hoftragödie, deren edelstes und beklagenswerthestes Opfer eine Frau war, die gefehlt hatte, die sich aber von ihrem Falle zu der hochherzigsten Opferfreudigkeit erhob, um den zu retten, der sie verrathen hatte. Ihr Fehltritt gehört ihrer Zeit, ihr Edelmuth gehört ihr selbst an. Ihre wirkliche Schuld musste in der Anschauungsweise ihrer Zeit als eine sehr unerhebliche erscheinen. Denn die Epoche des aufgeklärten Despotismus ist zugleich eine Epoche der gänzlichen Verwirrung aller sittlichen Begriffe gewesen. Wie hätte es auch anders sein können zu einer Zeit, wo Dirnen von der Sorte der Pompadour, ja von der Sorte der Dubarry die Geschicke großer Staaten lenkten? In Wahrheit, es ist ein ebenso unleugbarer als tröstlicher Vorschritt, den die europäische Gesellschaft seit hundert Jahren gemacht hat, daß heute nicht mehr wie damals die Forderungen des Sittengesetzes nur — um in der Hofsprache des „philosophischen“ Jahrhunderts zu sprechen — an die „Canaille“ und „Roture“ gestellt werden. Eine Grävenitz, eine Kosel, eine Lichtenau wären jetzt in Deutschland eine Unmöglichkeit. Kein deutscher Fürst könnte es heutzutage mehr wagen, den Thronfolger zu zwingen, seiner Maitresse angesichts des ganzen Hofes die Hand zu küssen, wozu bekanntlich Friedrich Wilhelm

der Zweite noch im Jahre 1797, also kurz vor seinem Tode, seinen Sohn, den nachmaligen Friedrich Wilhelm den Dritten, gezwungen hat. Ich gebe zu, daß die Besserung vornehmer Sitten vielfach noch nicht weiter vorgeschritten sein mag, als bis zur rücksichtsvolleren Wahrung des äußeren Anstandes. Aber daneben ist es doch nur gerecht, zu sagen, daß in die höheren und höchsten Gesellschaftskreise die Einsicht gedrungen, bürgerliche Tugend und häusliche Sitte ziere auch Fürstenschlösser und Königspaläste und erfülle sie mit dem besten und dauerndsten Glücke, welches das Leben überhaupt zu geben vermag.

Die Hexe von Glarus.

Niemand kann sich rühmen, die Tiefen menschlicher Dummheit und Bosheit ergründet zu haben.
Jeremia Sauerampfer.

Zu den zahllosen Schlupfwinkeln des Mittelalters, aus welchen der Anno 1789 losgebrochene Revolutionssturm die Stickluft der Barbarei, Verrottung und Knechtseligkeit wegzufegen hatte, müssen auch die Kantone der schweizerischen Eidgenossenschaft gezählt werden. Wahre Satiren auf Republik und Demokratie, diese von selbstsüchtig-bornirten Oligarchen und stupiden Pfaffen missregierten Länder und Ländchen! Es kam denselben nicht einmal zu gute, was anderwärts der „aufgeklärte Despotismus“ im Sinn und Geiste der Zeit für Wiederöffnung der verstopften und verschütteten Lebensquellen that. Denn die schweizerischen Junker und Bonzen waren eifrigst bedacht, alle Einwirkung der friederich'schen und josefi'schen Reformen möglichst von der Schweiz abzuhalten, und es gelang ihnen das vortrefflich, insbesondere dadurch, daß sie ihren angeblichen Mitbürgern und wirklichen Unterthanen jede, auch die dringendste, zeitgemäßeste und heilsamste Neuerung kurzweg als „frömde Kaiberei“ signalisirten.

Seither ist es anders geworden; sehr anders. Zwar stoßen Joggeli Kleinhirn, Heireli Wissenlos und Ruodeli Engherz im Umkreise der Eidgenossenschaft noch oft und misstönig genug mitsammen ins Uristierhorn der Unkultur;

zwar könnte eine Wiederholung des Fegewerkes von 1789 verschiedenen schweizerischen Kantonen, allwo noch mittelalterlicher Unrath genug hängen geblieben ist, nicht schaden: allein daneben steht die Thatsache, daß die Schweiz vom Segen freier Staatsformen ein glänzendes argumentum ad oculos geliefert hat, indem sie in materieller und intellektueller Civilisation Vorschritte machte, wie solche binnen so kurzer Zeit gemacht zu haben kein anderes Volk der alten oder modernen Geschichte sich rühmen kann. Denn, genau genommen, datirt, was die Schweiz in der Neuzeit vor sich gebracht, erst von der großen Reformperiode von 1830, maßen das Gute, was die Zeit der Helvetik und Mediation etwa geschaffen hatte, in der Restaurationsepoche wieder nach Menschenmöglichkeit vernichtet worden war.

Damals, als nach Vernichtung des Napoleonismus die „Restauration" ihre Bleihand auf die armen betrogenen Völker Europa's legte, standen Schweizer — allen voran der berüchtigte Renegat Haller — in der Vorderreihe der Söldlinge einer Reaktion, welche, um das Ancien Régime in Kirche und Staat zurückzuführen, log und betrog, predigte, ediktirte, jesuiterte, muckerte, einkerkerte, mordete und exilirte. Das Gebet der Dummheit oder der Schufterei um Zurückführung der „guten alten frommen Zeit" ist aber auch heute noch lange nicht verstummt und darum will ich mich, wie ich so oft schon gethan, wieder einmal der Mühe unterziehen, an einem mit aktentreuen Farben gemalten Bilde aufzuzeigen, wie es in der guten alten frommen Zeit eigentlich zu- und hergegangen [1]).

---

1) Die Hauptquelle der zu erzählenden kultur- und sittengeschichtlichen Episode floß bislang in Lehmanns „Vertraulichen Briefen über den Hexenhandel zu Glarus" (1783). Nun hat uns aber J. Heer im „Jahrbuch des historischen Vereins des Kanton Glarus" 1865, S. 9 fg., in verdankenswerther Weise mit den Akten selbst bekannt gemacht, wenigstens auszüglich.

1.

Das verhexte Kind.

Zur Novemberzeit von 1781 war im Flecken Glarus, dem wohlbekannten Hauptorte des aus einem größeren, einem kleineren und einem kleinsten Hochgebirgsthale bestehenden Freistaats gleichen Namens, die öffentliche Meinung heftig und nachhaltig bewegt. In dem Hause des wohlehrsamen und hochgeachteten Doktors und „Fünferrichters“ Tschudi hatte etwas „grusam Grüseliges“ sich ereignet. Das jüngere Töchterlein des genannten Herrn nämlich, die neunjährige Anne Marie, der verhätschelte Liebling der Eltern, war in eine ganz absonderliche Krankheit verfallen. Die Kleine hatte seit Monatsfrist an Krämpfen gelitten, die mitunter von Hallucinationen begleitet waren. Arme und Beine versteiften sich von Zeit zu Zeit und der linke Fuß wurde so unbrauchbar, daß das Kind oft gar nicht mehr darauf zu stehen vermochte. Diese Krankheitssymptome waren jedoch unbedeutend im Vergleiche mit den neuestens eingetretenen: — die arme kleine Anne Marie brach nämlich vom 12. November an eine Menge von Stecknadeln, Haften, eisernen Nägeln und Drahtstücken aus. Bis zum 13. December hatte das Kind allein an Stecknadeln — landesmundartlich „Gufen“ genannt — mehr als 100 Stücke ausgebrochen; zuweilen 10 oder gar 20 Stücke täglich.

Dieses höchst erschreckliche Gufen-, Haften-, Nägel- und Drahtstücke-Vomirungsmirakel konnte natürlich keine natürliche Ursache haben und bald war die Bewohnerschaft von Glarus — „Meine gnädigen Herren und Oberen“, d. h. die höchsten Verwaltungs- und Justizbehörden, sowie selbstverständlich eine wohlehrwürdige Geistlichkeit inbegriffen — der einmüthigen und entschiedenen Ansicht, die arme Anne Marie sei verhext; es könne gar nicht anders sein. Kraft still-

4*

schweigenden Uebereinkommens gebrauchte man aber das anrüchige Wort nicht, sondern sagte, das Kind sei „verderbt" — ein Euphemismus, welcher deutlich erkennen lässt, daß die Menschen, wenn sie sich dem höheren oder niedrigeren Blödsinn in die Arme werfen, dies doch nicht thun, ohne sich instinktartig vor dem gesunden Menschenverstande zu schämen. Freilich ist es nicht minder gewiß, daß gerade dieses Schamgefühl häufig noch zu einem heimlichen Sporn wird, welcher den Menschen auf der einmal betretenen Bahn des Afterwitzes vorwärts stachelt. Du sollst nicht recht haben! sagt er trotzig zu dem Verstand und begeht lieber eine Dummheit und Tollheit nach der anderen, als daß er der Stimme des helläugigen und nüchternen Mahners und Warners Gehör und Beachtung schenkte.

Also die neunjährige Anne Marie Tschudi war verhext oder „verderbt", das stand fest. Aber wer hatte es der Kleinen „angethan"? Wer hatte mittels höllischer Praktiken dem armen Kinde Stecknadeln, Nägel, Haften und Drahtstücke in den Magen gezaubert? Wer war die „Verderberin", zu deutsch: die Hexe? . . . . Antwort: — die Anna Göldi, gewesene Dienstmagd im tschudi'schen Hause, welches sie unter absonderlichen Umständen unlängst verlassen hatte.

2.

Die Hexe.

Anna Göldi, die letzte amtlich als solche charakterisirte und behandelte Hexe der Schweiz, war, aus der damals züricherischen, jetzt zum St. Gallergebiet gehörenden Herrschaft Sax gebürtig, im Jahre 1776 als ein Mädchen von sehr „bestandenem" Alter — sie zählte nämlich 39 Sommer — bei einer angesehenen Familie im Flecken Glarus in

Dienst getreten. Nachdem sie denselben vier Jahre lang zur Zufriedenheit ihrer Brotherrschaft gethan, verließ sie im September von 1780 dieses Haus und trat beim Doktor und Fünferrichter Tschudi als Magd ein. Auch in dieser Stellung hielt und führte sie sich tadellos. Wenigstens hat weder der Herr Doktor noch die Frau Doktorin Tschudi über das Verhalten ihrer Dienstmagd als solcher irgendwelche Klage vorgebracht. Während des ganzen bisherigen Aufenthalts der Göldi in Glarus war demnach ihr Leumund ein guter.

Allein dieser gute Ruf ging in den Augen der Glarner vollständig zunichte, als man später einen Einblick in die Vergangenheit der Hexe gewann. Es war die Jugendgeschichte eines blutarmen, von frühauf verwahrlosten Geschöpfes, wie es solcher oder ähnlicher Geschichten viele, unzählige gibt in dieser unserer vortrefflich eingerichteten Welt. Zweimal war der Anna das Weibliche begegnet, einem unehelichen Kinde das Leben geben zu müssen. Das erstemal war die Katastrophe sogar mit Umständen verknüpft gewesen, welche einen so starken Verdacht des Kindsmordes auf sie warfen, daß sie die Strafe des Prangerstehens über sich hatte ergehen lassen müssen. Das zweitemal hatte sie in Straßburg geboren, wohin sie zu diesem Zwecke von ihrem damaligen Brotherrn — Vater des Kindes — gesandt worden, dem Herrn Doktor Zwicki zu Mollis im Glarnerland, in dessen Hause Anna sechs Jahre lang gedient hatte. Indessen muß angemerkt werden: — man erfuhr zu Glarus diese mißlichen Umstände zu spät, als daß dieselben auf die Hexenprocedur einen Einfluß hätten üben können. Die „heilige Dummheit" besorgte demnach das Blutgeschäft ganz allein ohne der Beihilfe schlechter Leumundszeugnisse zu bedürfen.

Die Anna Göldi lebte im tschudi'schen Hause mit dem Herrn, der Frau und dem älteren Töchterlein Susanne in Frieden und Verträglichkeit. Dagegen herrschte zwischen der Magd und der „meisterlosen" jüngeren Tochter, der etwa neunjährigen Anne Miggeli (Zärtlichkeitsname für Marie), eine Art von kleinem Krieg, indem das verwöhnte Kind

des Hauses der Anna allerhand Neckereien und Possen anthat und dafür von der Magd gelegentlich ein „Püffli" abbekam. Anne Miggeli war stets der angreifende Theil, aber diese Unart wurde wie andere von den Eltern dem Lieblingskinde straflos nachgesehen. Im Oktober von 1781 fand wiederum so ein Auftritt zwischen der Anna und dem Aennchen in der Küche statt. Wenige Tage nachher erklärte die Kleine, sie habe in ihrer Frühstücksmilchtasse eine „Gufe" gefunden.

Dieses Phänomen wiederholte sich in den folgenden Tagen noch mehrmals, und da es den zärtlichen Eltern nicht von ferne in den Sinn kam, daß der kindische Muthwille ihres „meisterlosen" Töchterleins dieses Gufenspiel treiben könnte, wurde die Magd zur Rede gestellt. Sie gab „mit Lachen" zur Antwort, sie besitze gar keine Stecknadeln, habe also auch keine in die Milch gethan. Als jedoch etliche Tage hernach wiederum eine Gufe, nicht in Aennchens Frühstücksmilch zwar, aber in einem „Möckli" Brot erschien, wurde die Magd sofort aus dem Dienste weggeschickt.

Die plötzlich obdachlos Gewordene suchte eine augenblickliche Unterkunft bei Bekannten im Flecken, bei dem alten Schlosser Rudolf Steinmüller und seiner Frau. Diese riethen ihr, sie möchte beim Herrn Amtslandammann Tschudi und beim Herrn Pfarrer Tschudi — (die schweizerischen Oligarchieen waren wahre Weichselzöpfe von Vetter- und Basenschaften, ganz ähnlich dem berüchtigten „Verwandtschaftshimmel" des „Schreiberparadieses" Altwirtemberg) — über die grundlose Anschuldigung, welche gegen sie erhoben worden war, eine Beschwerde einlegen. Sie that so, fuhr aber übel damit. Der Bonze — die Frau Doktorin und Fünferrichterin Tschudi war seine Nichte — griff sogar nach seinem Meerrohr, um damit der Beschwerdeführerin geistlich zuzusprechen, und der Herr Landammann sagte ihr: „Thut Abbitte bei Eurem Herrn und dann machet, daß Ihr zum Flecken und zum Lande hinauskommt!"

Das war natürlich weit mehr ein Befehl als ein

Rath. Allerdings setzte das Abbittethun ein Bekenntniß des Schuldigseins voraus; aber was sollte und wollte die arme Magd machen? Sie musste in den sauren Apfel beißen, namentlich auch, um ihre Kleider und die 16 „Doublonen“ (Louisd'or), ihre Ersparnisse, welche sie ihrem bisherigen Dienstherrn „zum Aufheben“ gegeben, herauszubekommen. Sie leistete die Abbitte, erhielt ihre Sachen, gab das Geld — damit es ihr nicht etwa von dem Herrn Landvogt ihrer heimatlichen Landschaft, der „gar ein hungriger sei“, unter irgend einem Vorwande weggenommen würde — dem Schlosser Steinmüller in Verwahrung und verließ am 29. Oktober Flecken und Freistaat Glarus.

3.

Die Fahndung.

Achtzehn Tage nach der Abreise der Göldi begann die schon gemeldete Stecknadeln-, Haften-, Nägeln- und Drahtstücke-Brechruhr der kleinen Anne Marie Tschudi und „böserte“ es damit von Tag zu Tag bedenklicher und bedenklichst. Dabei war es wunderbar — (oder vielmehr gar nicht wunderbar, brummt der alte, wohlerfahrne Herr, der gesunde Menschenverstand) — daß das absonderliche Gebreste mehr und mehr mit allerhand Beiwerk sich garnirte, je mehr die kindliche Kranke der Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit wurde.

Maßen aber jede Wirkung ihre Ursache haben muß, so vereinigten sich die sämmtlichen hosenlosen und behos'ten Klatschbasen von Glarus zunächst dahin, daß das „Gufenspeien“ der Kleinen auf jene angeblich durch die Anna Göldi in die Frühstücksmilch gethanen Gufen zurückzuführen sei. Zwar hatte früher weder Anne Miggeli selbst, noch sonst jemand behauptet, daß die Kleine eine jener Gufen

verschluckt habe, und ebensowenig fiel es jemand ein, die wundersame Procedur des Gufenspeiens einmal einer genauen Untersuchung zu unterziehen. Aber wozu mit solchen Nebendingen sich befassen, wenn die Hauptsache so klar ist? „Dä frömd Kog[1]) von Magd hat's gethan, was brauchen wir weiter Zeugniß?" Also werden sich wohl „Meine gnädigen Herrn und Oberen" mit dem Dinge befassen müssen, malefizgerichtlich nämlich. Und richtig, das Protokoll des „evangelischen" Rathskollegiums vom 26. November 1781 besagt, daß gegen die Anna Göldi klagend angezeigt worden, „sie hätte der Anne Marie Tschudi zu verschiedenen malen Gufen in der Milch zu essen gegeben," woraufhin M. G. H. und O. den weisen Beschluß fassten, „dieser verruchten Dirne unverzüglich nachschlagen", d. h. auf sie fahnden zu lassen.

Kaum war dieser Rathschluß im Flecken bekannt geworden, als dem alten Schlossermeister Steinmüller seine Bekanntschaft mit der „verruchten Dirne" bedenklich vorkam, so bedenklich, daß er sich beeilte, alle Beziehungen zu derselben dadurch abzubrechen, daß er ihr mittels des werdenberger Boten das ihm zum Aufbewahren übergebene Geld in ihre Heimat nachschickte, nebst „freundtlichem grautz", wie er sich in seinem glarnerischen Hochdeutsch ausdrückte. Am Schlusse seines Begleitschreibens ermahnte er die Adressatin noch beweglich: „Thaut Bauss! (thut Buße)".... Das alles bewahrte aber den armen alten Mann nicht davor, daß an ihm in Erfüllung ging, was bei Hexenproceduren nicht Ausnahme, sondern Regel war: daß nämlich der Hexenwahn in einem gegebenen Falle nicht mit *einem* Opfer sich begnügte. Ist es doch gar häufig geschehen, daß *eine* „Hexe" mit oder wider Willen Dutzende, ja Hunderte von Personen jedes Alters, Geschlechtes und Standes mit in's Verderben gerissen hat. Auch die letzte, auf deutschem Boden gerichtlich gemarterte und gemordete Hexe sollte ihre Todesbahn nicht *allein* gehen.

---

1) *Kog* ist das glarnerische Nationalschimpfwort, ganz entsprechend dem zürcherischen *Kaib*.

Es währte aber eine gute Weile, bis es gelang, die Unglückliche aufzugreifen. Mein Herr Doktor Zwicki in Mollis nämlich, welcher besorgen mochte, eine Processirung der Anna könnte unter andern auch zu Tage fördern, daß er ihr vor Zeiten ein allzu gütiger Dienstherr gewesen, hatte sie durch einen nächtlicher Weile über den kerenzer Berg in's Werdenbergische entsandten vertrauten Mann warnen lassen. Die Gewarnte verließ sofort die Wohnung ihrer Schwester in Sax, wanderte das Rheinthal hinunter, über Rorschach nach St. Gallen, von da durch's Appenzellerland in's Toggenburg, wo sie in Degersheim einen Dienst fand. Da aber inzwischen „Läufer" mit Steckbriefen von Glarus in's Land ausgegangen, wurde die Arme nach elf Wochen aufgespürt, aufgegriffen, an Glarus ausgeliefert und daselbst am 21. Februar 1782 eingebracht und in den neuen Thurm gesetzt.

Die Delinquentin war also da. Es fragte sich nun, vor welchem Forum sie processirt werden sollte. Denn im Kanton Glarus gab es damals und bis zum Jahre 1837 in Folge der paritätischen Verhältnisse des Ländchens eine dreifache Verwaltung und Rechtspflege: — eine „gesönderte" evangelische, eine „gesönderte" katholische und eine „gemeine" (gemeinsame). Das geeignetste Forum für den obschwebenden Handel wäre ohne Zweifel der „gemeine" Rath gewesen. Aber, wie aus den Umständen erhellt, war der evangelische Rath zu jener Zeit so zusammengesetzt, daß er sich für ein „Malefizgericht" im Sinne der guten alten frommen Zeit am besten qualificirte, und so wusste es mein Herr Doktor und Fünferrichter Tschudi sammt dem Weichselzopfe von tschudischer Vetter- und Basenschaft dahin zu bringen, daß der „evangelische" Rath den Proceß in die Hand nahm. Damit war der Ausgang desselben schon deutlich angezeigt. Denn „Meine Gnädigen Herren und Oberen" vom evangelischen Rathe waren im Teufels- und Hexenglauben stark wie Martin Luther und daher voll guten Willens, mittels Opferung einer Hexe dem Reiche Satans Abbruch zu thun.

Die „öffentliche Meinung", in 99 Fällen bekanntlich

allzeit dem Unsinn, und zwar leidenschaftlich, und, so es gut geht, vielleicht in einem hundertsten Falle der Vernunft, und zwar frostig, zugethan, — die öffentliche Meinung übte übrigens über die guten Glarner zu Ungunsten der „Hexe“ einen solchen Terrorismus, daß selbst Männer, welche für aufgeklärt und wissenschaftlich gebildet mit Recht galten, demselben nicht zu trotzen wagten.

So auch mein Herr Doktor Marti, „unzweifelhaft der gebildetste Arzt des Kantons“ und ein Mann „von freier Denkungsart“, dessen Klugheit aber noch bedeutend größer war als seine Bildung und sein Freisinn. Denn, mit der Untersuchung des „verderbten“ Kindes und mit Begutachtung des absonderlichen Kasus amtlich betraut, wand er sich in seinem Berichte zwischen Sinn und Unsinn kläglich-klüglich hin und her, also beschließend: „Was aber die Art und Weis, wie die Stecknadeln und Heftli und zwar erstere in so großer Anzahl dem Kinde beigebracht worden, betrifft, ist es in der That schwer zu begreifen und wird niemand erklären können als die ungeheure Uebelthäterin selbst“.

Also auch der begutachtende Arzt fühlte sich berufen, zum voraus die Angeklagte als eine „ungeheure Uebelthäterin“ zu kennzeichnen, d. h. zu verdammen. Ehrenhafter und pflichtgetreuer, aber freilich weniger der öffentlichen Meinung gemäß wäre es gewesen, wenn mein Herr Doktor Marti durch genaue und schlaue Beobachtung der „verderbten“ Anne Miggeli dahinter zu kommen gesucht hätte, wie es sich mit den Krämpfen, Gichtern und Visionen des Kindes eigentlich verhielte, und insbesondere mit dem Gufenspeien. Es liegen nur zwei Zeugnisse von Personen vor, welche es überhaupt der Mühe werth gehalten haben, das Gufenwunder etwas näher anzusehen, und diese beiden Zeugnisse lauten so, daß jeder Nichthexengläubige zu der entschiedenen Ansicht kommen muß, die neunjährige Anne Marie müsse ein gar nicht gewöhnliches Talent für Taschenspielerei gehabt haben und hätte, bei weiterer Ausbildung desselben, auf Jahrmärkten als Messerverschluckerin und

Feuerspeierin leicht ihr Brot verdienen können. In ganz Glarus scheint nicht einem einzigen Menschen auch nur entfernt der Gedanke einer Möglichkeit aufgegangen zu sein, daß ein zwar nicht verhextes, aber allerdings „verderbtes“ Kind mit einer ganzen Bevölkerung seinen koboldischen Muthwillen treiben könnte.

4.

„Gewaltthätige Kunstkraft“.

Am 21. März hatte die Hexe ihr erstes förmliches Verhör zu bestehen, vor der von „Meinen Gnädigen Herrn und Oberen“ bestellten Untersuchungskommission, und die Procedur nahm dann ihren regelrechten Fortgang. Aber bevor das geschah, spielte sich noch eine eigenthümliche Episode dieses Hexenhandels ab.

Mein Herr Doktor und Fünferrichter Tschudi erschien nämlich vor der Untersuchungskommission und stellte vor, „er habe gehört, daß dergleichen bösen Leut' das von ihnen Verderbte wieder gut machen können; dahero er so dringend als möglich bitte, bei der Göldi auf gütliche Weise zu vernehmen, ob sie das Kind nicht wieder zu seiner ehevorigen Gesundheit bringen könne.“ Man fand den Wunsch billig und beauftragte den Landweibel und Gefängnißwärter, die Hexe in der angegebenen Richtung zu bearbeiten. Dies geschah, jedoch anfänglich ohne Erfolg; denn, sagte die Gefangene, „was sollte ich dem Kinde helfen können? Ich habe ihm ja auch nichts zu Leide gethan.“ Ein ganz richtiger Instinkt rieth der Unglücklichen, auf das an sie gestellte Ansinnen nicht einzugehen. Sie fühlte dunkel, daß, wenn sie als Heilerin sich versuchte, sie damit zugleich als „Verderberin“ sich bekennen würde. Aber man ließ ihr keine Ruhe, man suchte gleichermaßen die Furcht wie die Hoffnung

in ihr aufzuregen, indem der Landweibel ihr bald drohte, sie werde, wenn sie sich weigerte, „mit dem Scharfrichter angegriffen werden“, bald sie vertröstete, sie werde, so sie nachgäbe, „dann zumalen bälder erledigt werden“. Die Arme gab nach. „Bringt in Gottes Namen das Kind“, sagte sie. „Ich will mit der Hilfe Gottes und dem Beistand des heiligen Geistes versuchen, ihm zu helfen.“ Dann fügte sie schwer aufseufzend hinzu: „Oh, was für ein unglücklich Mensch bin ich!“

Noch am Abend desselben Tages wurde das kranke Kind aufs Rathhaus gebracht, allwo in der Rathstube die Hexe ihre Heilkünste in Anwendung bringen sollte. Insbesondere an dem linken Bein Anne-Miggeli's, welches angeblich kürzer geworden als das rechte. „Komm in Gottes Namen! Wenn ich schon bei den Leuten ein' Hex sein muß, so will ich dir doch helfen und dir nichts Böses thun.“ Mit diesen Worten begann die Göldi ihre Manipulationen, d. h. Streicheln, Kneten und Strecken des kranken Beins. Dieses Experiment wurde zu wiederholten malen gemacht und, siehe, Anne-Miggeli's linkes Bein war wieder so lang und gesund wie das rechte. Aber noch „grimmte“ es die Patientin im Leibe, weßwegen die Hexe ein Laxirmittel verordnete, wozu der Vater Miggeli's die Ingredienzien lieferte. Das trieb die letzte Gufe von dem Kinde und, siehe, dasselbe war jetzt wieder so ganz gesund und frisch und hellauf, wie es vordem nur jemals gewesen.

Männiglich und weibiglich zu Glarus schlug die Hände über den Köpfen zusammen ob dieser „unbegreiflich gelungenen“ Heilung, ob dieser „so gewaltthätigen Kunstkraft“ der Anna Göldi. Die Hexe hatte das arme Kind enthext, nachdem sie es behext hatte, kein Zweifel! Se. Ehrwürden, Pfarrherr Tschudi legte den Knopf seines geistlichen Meerrohrs tiefsinnig an die Nase und gab das Orakel von sich: — „Eine so gewaltige Kunstkraft kann nur vom Teufel sein. Anathema sit! Sie ist eine Hexe, sie muß eine Hexe sein. Nur Unchristen und Atheisten können das be-

zweifeln. Dixi et salvavi animam meam" .... Es gab dazumal in Glarus weder Unchristen noch Atheisten, nicht einmal, wenn mir recht ist, Freimaurer, und demnach war es jetzt eine ausgemachte Sache, daß „dä frömd Kog" eine schandbare und überwiesene Hexe. Die heilige Dummheit fragte natürlich nicht danach, daß Gemüthsart und Gebaren der Angeklagten ganz und gar nichts Hexenhaftes hatten, ja daß sogar die Herren von der Untersuchungskommission sich nicht entbrechen konnten, an einer Stelle der Akten anzuerkennen, daß die Anna Göldi eine „geschlachte (sanftmüthige) und ehrliche" Person. „Thut nichts; sie wird verbrannt!"

5.

Das zauberische „Leckerli".

Es kam aber Methode in den Aberwitz; denn bekanntlich ist es einer der vielen Vorzüge, welchen die germanische Rasse vor der romanischen voraushat, daß sie allen höheren und tieferen Blödsinn mit methodischer Gründlichkeit und systematischer Grandezza traktirt und agirt. Diese christlich-germanische Tugend erregte in etlichen Glarnern und Glarnerinnen etwelche Skrupel, ob wohl die „geschlachte und ehrliche" Anna Göldi an der Anne-Miggeli das Höllenwerk allein oder aber mit Beihilfe eines Zweiten oder Dritten vollbracht habe. Und wer wohl könnte ihr ruchloser Beiständer und Bruder in Belzebub sein? Hm, sie hatte ja im abgelegenen Hause des alten Steinmüller „auf der Abläsch draußen" verkehrt, hatte demselben, als sie aus Glarus entwichen, Geld zum Aufbewahren gegeben und er hatte ihr mit einem verdächtigen Briefe, welcher aufgefangen worden und zu den Akten gekommen war, dieses Geld „nebst freundtlichem grautz" nachgeschickt. Der Ruodi Stein-

müller war auch von jeher so ein „eigener“ Mensch gewesen, so ein „Pröbler“ und halber „G'studirter“, der seinen Kopf in die Bücher steckte, wo immer er konnte, und sich allezeit zugeknöpft und verschlossen beiseite gehalten hatte. Unheimelig das! ... „Ich will nüt g'schwätzt ha, Herr Vetter, währli nei, gar nüt; aber der alt' Ruodi uff der Abläsch ist syn Lebtag ein aparter Ma gsi und, hm, Ihr wüsset scho, Herr Vetter“ .... „Jo fryli, Frau Bas'. Auch ich will niemand verschänden, währli nei; aber daß der alt' meineid' Kog, der Ruodi, mit der Hex', der Göldi, causam communem g'machet hat, wie der Lateiner sagt, ist sicher.“

Derlei Dialoge, wie sie wohl auch im tschudi'schen Hause gehalten wurden, trugen ihre Früchte und zwar dann, als der malefizgerichtliche Scharfsinn mit der Frage sich herumquälte, in welcher Weise die Hexe die Stecknadeln, Haften, Drahtstücke und Nägel dem armen Kinde in den Leib gehext habe. Glücklicher Weise mussten sich „Meine Gnädigen Herren und Oberen“ nicht allzu lange darob die Köpfe zerbrechen. Denn Anne-Miggeli war so gefällig, auf eindringliches Befragen die Auskunft zu geben, daß die Behexung mittels eines „Leckerli“ (Lebkuchen) geschehen sei und zwar in Gegenwart des Ruodi Steinmüller. „Heureka!“

Diese seine Angabe formulirte das „nun Gottlob wieder völlig restituirte Töchterli“ des Herrn Doktor Tschudi vor der Untersuchungskommission also: — „An einem Sonntag unter Tags ist in der Magdenkammer der Ruodi Steinmüller bei Anna auf dem Bett gesessen und Einer ist am Boden umengehapet (herumgekrochen), der weder Arm noch Bein gehabt.“ — (Se. höllische Majestät machte also hier in einer neuen eigenthümlichen Gestalt höchstihre Aufwartung.) — „Da hat mir die Anna aus einem Häfeli ein überzuckertes Leckerli gegeben, das ich in der Kammer essen musste, wo die Anna sagte, ich sollte dem Vater und der Mama nichts davon sagen.“

Da haben wir's! Also aus einem zauberischen Lebkuchen waren im Leibe des unglücklichen Kindes alle Gufen,

Nägel u. s. w. erwachsen? Schrecklich! Und der Steinmüller war also auch dabei gewesen? Schrecklicher! Und der Gottseibeiuns war während der Vollbringung des Leckerli-Zaubers leibhaftig am Boden „umengehapet"? Schrecklichst!

So verfinstert waren Gehirne und Gewissen „Meiner Gnädigen Herren und Oberen", wie überhaupt der guten Glarner und Glarnerinnen, daß die ungeheuerliche Lüge des Kindes nicht den leisesten Zweifel erregt zu haben scheint. Noch mehr, die arme Angeklagte selber wurde durch die Aussage Miggeli's in eine Gemüthsverwirrung geworfen, von welcher befangen sie zeitweilig die kindlich-blödsinnige Dichtung des Kindes für Wahrheit und Wirklichkeit hielt. Es kam ja, wie bekannt, in zahllosen Hexenproceduren ähnliches vor: — die armen Opfer, durch die über sie verhängte Verfolgung zur Verzweiflung getrieben, glaubten zuletzt selber an alle die unmöglichen Verbrechen, welche man ihnen schuldgab.

Schon in den ersten „gütlichen" Verhören gestand die Angeklagte alles, was man von ihr gestanden haben wollte: die ganze Leckerli-Zauberei, „wie es das Kind gesagt habe", fügte sie ausdrücklich hinzu. Auf die Frage: „Woher sie das zauberische Leckerli gehabt?" schwieg sie hartnäckig eine ganze Stunde lang. Dann, auf wiederholtes Andringen, sagte sie unter heftigem Jammern: „Vom Ruodi Steinmüller". Im Protokoll heißt es hierbei: — „Das Amt frägt, man gewahre an ihr, daß sie immer so *staune*; ob sie etwa dem Steinmüller mit ihrer Angabe Unrecht thue? worauf sie antwortet, sie wisse nicht, was sie thue." Dann widerrief sie noch in demselben Verhör ihre den Steinmüller belastende Aussage. „Aber wer sonst hat Euch das Leckerli gegeben?" Ganz außer sich schrie sie zuletzt: „Der Teufel hat es mir gegeben!" Das Amt fasste diesen Unsinn begierig auf. „In welcher Gestalt ist er Euch erschienen?" „In einer leiden (garstigen) Gestalt."

6.

Auf der Folter.

Der Hexe also war man sicher. Es galt jetzt, auch des Hexenmeisters sich zu versichern. Am 29. März wurde daher der alte Rudolf Steinmüller in Haft gebracht; allein der Greis war ein zäher Glarner und ließ sich nicht sobald herbei, durch Zugeständniß des ihm schuldgegebenen Afterwahns sein eigenes Todesurtheil zu sprechen. Mit der Hexe konfrontirt, stellte er die Aussagen derselben fest und entschieden in Abrede. Sie dagegen, nun einmal schon vom Geiste der Lüge besessen — wenn auch im anderen Sinne — beharrte bei ihren Angaben und beide gaben die Erklärung ab, daß sie bereit seien, ihre Aussagen „am Folter zu erhärten“.

Meine Gnädigen Herren und Oberen säumten denn auch nicht, dieses unfehlbare Beweismittel in Anwendung zu bringen und beriefen zu diesem Zwecke den Scharfrichter von Wyl, Meister Volmar, welcher am 4. April in Glarus eintraf und zunächst durch seine bloße Anwesenheit im sogenannten Schreckverhör („Territz-Examen“) in Wirksamkeit trat. Im zweiten Territz-Examen nahm die Göldi alles gegen Steinmüller Ausgesagte zurück und bat den Angeschuldigten unter Thränen um Verzeihung. „Aber“ — fragten die Richter — „warum hast du den Steinmüller beschuldigt?“ — „Weil das Kind es gesagt hat, daß der Steinmüller und noch einer dabei gewesen sei.“ — „Und wie ist es denn bei der Verderbniß des Kindes zugegangen?“ — Nach langem „Staunen“ die Göldi: „Der bös Geist hat es gethan.“ — „Hast du denn ein Verständniß oder Bund schriftlich oder mündlich mit dem bösen Geist? Sag' es! Die Obrigkeit, die an Gottes statt sitzet, kann dir von solcher bösen Verbindung wiederum helfen.“ Die Angeklagte verneint das Teufelsbündniß entschieden; aber am folgenden

Tage, im dritten Schreckverhör, ist sie schon so mürbe geworden, daß sie bekennt, zwei Tage, nachdem sie mit der kleinen Anne Marie einen Streit gehabt, sei der Teufel in Gestalt eines „wüsten schwarzen Thiers“ zu ihr in die Küche gekommen und habe „mit den Klauen“ röthlichgelben Wurmsamen und weißes Gift, in ein Papier eingewickelt, ihr überreicht, und diese Substanzen habe sie in einem angefeuchteten Stücke Brot dem Kinde zu essen gegeben.

Bei dieser Angabe blieb die Hexe, als sie am 11. April zum erstenmal der Folterung unterworfen ward. Die Folterart war der sogenannte „Zug“, auch Expansion oder Elevation geheißen, wobei die Gemarterte, mit auf den Rücken gebundenen Händen mittels eines an letztere geknüpften Seiles frei in der Luft schwebend, durch eine an der Decke der Folterkammer befestigte Rolle in die Höhe gezogen wurde, und zwar mit an ihre Füße gehängten Steinen, bis ihr die Arme verkehrt und verdreht über dem Kopfe standen — „ad majorem dei gloriam“.

Die Herren Malefizrichter vernahmen mit Befriedigung das Bekenntniß der gemarterten Hexe, daß diese in direktem Verkehr mit dem Teufel gestanden und von Sr. höllischen Majestät selber das verderbliche Zaubermittel empfangen habe. Aber das „nun Gottlob wieder völlig restituirte Töchterli“ des Herrn Doktor Tschudi machte ihnen einen Strich durch dieses mittels der Folter glücklich gewonnene Resultat, indem das Kind standhaft dabei verblieb, es sei nicht mittels eines angefeuchteten „Möckli“ Brotes verderbt worden, sondern mittels eines im Beisein des Ruodi Steinmüller von der Anna Göldi erhaltenen „Leckerli's“. Quer das! Aber der Anne-Miggeli, so angesehener Leute Kind, welche mit „Meinen Gnädigen Herren und Oberen“ vielfachst versippt waren, war natürlich unbedingt zu glauben und so musste man den „frömden Kog“ von Hexe schärfer mit der Tortur angreifen, um ihre Bekenntnisse mit der Angabe von Tschudi's Töchterli in Einklang zu bringen.

Desshalb wurde die Unglückliche am 13. April zum

zweitenmal gefoltert und, siehe da, das Ergebniß dieser „ungütlichen“ Befragung war ganz das gewünschte. Denn das Opfer, glücklich in den Zustand der Unzurechnungsfähigkeit, ja des Wahnsinns hineingemartert, sagte zu allem, was man fragte, ja und Amen; also auch dazu, daß sie das Kind mit einem vom Steinmüller erhaltenen Leckerli in dessen Beisein verhext habe. Die wohlweisen Richter wollten aber ganz sicher gehen und verordneten daher der Hexe den dritten und qualvollsten Foltergrad. Sie erlitt denselben am 8. Mai, „wo — besagt das Protokoll — die Delinquentin mit dem Gewichtsteine hart aufgezogen, lang hängend gelassen und bei den Hauptfragen immer stark gezuckt (d. h. auf- und abgeschnellt), ja überhaupt auf das allerschärfste gepeinigt worden“. Am Schlusse dieses „ungütlichen“ Verhörs hat dann das Protokoll die Bemerkung: „Endlich ist die Göldi entlassen, matt und hart zugerichtet, und wieder in den neuen Thurm gethan worden.“ Selbstverständlich hatte sie alle ihre Angaben schließlich noch einmal „am Folter erhärtet“.

Dadurch war der unglückliche Steinmüller wieder arg belastet worden und die Reihe, „scharf angegriffen“ zu werden, kam jetzt an ihn. Indessen konnte die Quälerei des Angeschuldigten nur bis zur Drohung mit der Folter, nicht bis zur Anwendung derselben getrieben werden. Der arme alte Mann, zur Verzweiflung gebracht, an der Welt und an sich selbst irre geworden durch das Zureden seiner Verwandten und durch die Drohungen seiner Richter, gestand, nachdem er lange standhaft die verrückte gegen ihn erhobene Beschuldigung abgewiesen, dieselbe zu, beschrieb sogar im Delirium der Angst, wie und aus welchen Substanzen (Stahlspäne, Eiweiß, Gips, Honig, Vitriol, „Galizensteinwasser“, „Gold-Vernies“ u. s. w. im Blödsinn) er das Zauber-Leckerli bereitet habe, widerrief dann sein tolles Geständniß wieder völlig und entschieden, ließ sich hierauf abermals „mürbe“ machen und endigte damit, daß er sich der Gewalt seiner lieben Mitmenschen-Bestien entzog. In der Nacht vom 11. auf den 12. Mai erhenkte er sich in

seinem Kerker. Was aber dem Lebenden nicht angethan worden, musste wenigstens dem Todten widerfahren. Der Leichnam wurde dem Henker übergeben und von diesem zum Hochgerichte gekarrt. Dort wurde dem Todten die rechte Hand abgehauen, um an den Galgen genagelt zu werden, unter welchem man den Körper verscharrte. Das Vermögen des Hexenmeisters wurde natürlich von rechtswegen konfiscirt, wie denn auch dieser Hexenproceß gleich so vielen anderen, ein recht einträgliches „Geschäft" gewesen ist. In Folge der Einziehung von Steinmüllers Vermögen, sowie der Konfiskation der 16 Doublonen der Hexe, ferner einer dem Doktor Zwicki in Mollis zuerkannten Buße von 200 Kronenthalern und einer weiteren im Betrage von 100 Kronenthalern der Witwe Steinmüllers auferlegten, hatte nämlich nach Abzug sämmtlicher Proceßkosten der „protestantische Landessäckel" von Glarus einen reinen Profit von 754 Gulden.

7.

Fiat justitia!

Am 24. Mai erklärten „Meine Gnädigen Herren und Oberen vom evangelischen Rath" den Handel für reif („matur") und die Urtheilsfällung musste demnach erfolgen.

Nun scheint aber doch die Vernunft in das enge Felsenthal von Glarus einen obzwar nur dünnen Lichtstral hineingeworfen zu haben und scheint dieser Lichtstral auch durch das Schlüsselloch des evangelischen Rathsales geschlüpft zu sein. Denn unter den Mitgliedern des Malefizgerichtes tauchten Bedenken auf gegen die Fällung eines Todesurtheils. Insbesondere soll — die Akten sind hier sehr lückenhaft und wahrscheinlich nachmals absichtlich lückenhaft gemacht worden — der Herr „Landschreiber" der Meinung gewesen

sein, die Göldi am Leben zu lassen. Aber er drang damit nicht durch, weil ein anderer Einfluß, nämlich der des offenbar ganz schafköpfigen und äußerst rachsüchtigen Herrn Doktor Tschudi, mächtiger war als der seinige.

Also wurde denn dem schmachvoll zeitwidrigen Werke des Unsinns und der Leidenschaft, hervorgerufen durch die Bosheit eines verzogenen Kindes, die Krone aufgesetzt und am 16. Juni „laut unserer Malefizgerichts-Ordnung" gegen die Hexe Anna Göldi die Sentenz gefällt, daß sie „durch das Schwert vom Leben zum Tode hingerichtet und ihr Körper unter dem Galgen vergraben werden, auch ihr in hier habendes Vermögen konfiscirt sein solle".

Das Urtheil ist übrigens in wunderlich gewundener Sprache verfasst. Man glaubt bei Lesung dieses Aktenstückes mit anzusehen, wie der Herr Landschreiber, welcher dasselbe zu redigiren hatte, sich drehte und wand, um die Ehre seines Landes nach Menschenmöglichkeit zu decken. Desshalb kommen die Worte Hexe und Hexerei in dem Urtheile gar nicht vor. Die Göldi wird vielmehr nur ganz allgemein als „Uebelthäterin" bezeichnet, weiterhin als eine „Vergifterin" und ihre angebliche Verschuldung als eine „Gräuelthat gegen das Töchterli des Herrn Dr. Tschudi".

Am 18. Juni 1782 fiel bei dem Galgen auf dem „Spielhof" das Haupt der Anna Göldi unter dem Richtschwerte.

Die Akten schweigen gänzlich über das Verhalten des Opfers bei der Urtheilsfällung und Ermordung. Es existirt nur die Ueberlieferung, daß Bonze Tschudi, welcher die Delinquentin „auszutrösten" hatte, geäußert habe, sie sei als „reumüthige und bußfertige Sünderin" gestorben. Das will eben nur sagen, daß die Unglückliche, an Leib und Seele gebrochen, die geistliche „Auströstung" in stumpfer Willenlosigkeit über sich ergehen ließ und gleich so vielen hunderten und tausenden von „Hexen" vor ihr den Tod als den Heiland willkommen hieß, der sie von einem qualvollen Dasein und von ihren lieben Mitchristen erlöste.

Als es zu spät, erwachten Gewissen und Scham unter

den Verfolgern und Mördern der beiden Opfer. Ein Wohldiener „Meiner Gnädigen Herren und Oberen“ erbat sich von denselben die Erlaubniß, „die Proceßakten zur Ehre der Obrigkeit in Druck zu befördern“. Allein man fand für gut, sich diese „Ehre“ zu verbitten; denn der Schrei der Entrüstung über den Göldi-Handel — Schlözer brandmarkte denselben in seinen Staatsanzeigen mit dem neuen Wort „Justizmord“ — welcher in der ganzen gesitteten Welt wachgeworden, hatte inzwischen auch an den Felswänden des Glärnisch Widerhall gefunden. Die Glarner von heute aber gäben sicherlich etwas darum, daß ihr Land nicht der traurigen Berühmtheit genösse, die Stätte zu sein, auf welcher innerhalb der Gränzen des deutschen Sprachgebietes die letzte Hexe gerichtet und hingerichtet worden ist.

Beaumarchais.

. . . πολυμητις Ὀδυσσευς.

Homer.

Caeruleus Proteus —
Verum, ubi conreptum manibus vinclisque tenebis,
Tum variae eludent species atque ora ferarum.
Fiet enim subito sus horridus atraque tigris
Squamosusque draco et fulva cervice leaena,
Aut acrem flammae sonitum dabit atque ita vinclis
Excidet aut in aquas tenuis dilapsus abibit.

Vergilius, Georg. IV, 405.

Eines Abends speis'te der Duc d'Orléans, Regent von Frankreich, in Gesellschaft seiner Favorite-Maitresse, Madame de Parabère, seines Premierministers Dubois, Erzbischof von Cambray, und des schottischen Finanzschwindlers Law [1]). Seine königliche Hoheit, der originellen und braven Pfälzerin Elisabeth Charlotte genialischer und lüderlicher Sohn, betrank sich wie gewöhnlich, und als ihm beim Nachtisch ein Staatsaktenstück zur Unterzeichnung gebracht wurde, versagte dem Betrunkenen die Hand den Dienst. Er reichte das Papier Madame de Parabère hin

---

1) Kurz zuvor hatte man in Paris diese „Grabschrift“ für Law in Umlauf gesetzt: —

„Ci-git cet Ecossais célèbre,
Ce calculateur sans égal
Qui, par les règles de l'algèbre,
A mis la France à l'hôpital.“

mit der Aufforderung: „Signe, putain!“ Worauf die also zwar nicht sehr höflich, aber doch sehr richtig Angeredete: „Das ist nicht meine Sache.“ Der Regent gab das Papier dem Erzbischofe von Cambray und sagte: „Signe maquereau!“ Seine Eminenz in spe wies das Ansinnen ebenfalls zurück und nun wollte der Duc das Papier dem Tausendkünstler Law aufdringen mit den Worten: „Signe donc, voleur!“ Als aber auch der Schotte sich weigerte, unterschrieb der Herzog, so gut es eben gehen wollte, und stellte während dieser Arbeit die allerliebste Betrachtung an („fit cette belle réflexion“): „Das Königreich Frankreich ist vortrefflich regiert, das muß man sagen; regiert von einer Metze, einem Kuppler, einem Dieb und einem Trunkenbold [1].“

Da haben wir ein Kabinettstück, welches die Orgie der Regentschaft malt, eine Orgie, die dem heuchlerischen Miserere der letzten Jahre Ludwigs des Vierzehnten folgte. Der gealterte Sünder war folgerichtig ein Betbruder geworden, und kaum hatte er die Augen geschlossen, als in der französischen Gesellschaft der erzwungenen Fastenzeit, deren Taktstab Gleißnerin Maintenon geführt, jener tobende Fasching folgte, dessen zuchtlosem Reigen Philipp von Orléans vorantaumelte. Es war die mit lachendem Leichtsinn vollzogene Mission dieses Prinzen, einen der Grundsteine und Eckpfeiler des von dem „großen Monarchen“ aufgebauten französischen Sultanats nach dem andern zu zerstören, zu Müll zu zerreiben und das reinpersönliche Regiment, den vollendeten Absolutismus zur Karikatur, zum Hohn- und Spottbild auf dessen Wesen zu machen. Schon dadurch, daß er den verworfensten Menschen seiner Zeit, den Erzbischof und Kardinal Dubois, mit dem Skepter des Königthums handiren ließ.

---

1) Mathieu Marais, avocat au Parlament de Paris: Journal et Mémoires sur la Régence et le règne de Louis XV. (1715—37). Ed. par de Lescure. Paris 1863, I, 489. Vgl. Barbier: Journal hist. et anecdot, du règne de Louis XV. Paris 1847—52, I, 104.

Der Regent hinterließ dem fünfzehnten Ludwig das „Ancien Régime“, die Monarchie des Urgroßvaters, als einen ungeheuren Kehrichthaufen, welcher sich, vom Skepticismus-Scheidewasser des Jahrhunderts durch und durch getränkt, in jenes grund- und bodenlose Kothmeer der politischen Anarchie und der moralischen Pestilenz verwandelte, das man die Regierung der Pompadour und Dubarry nennt, weil von einer Selbstregierung Ludwigs des Fünfzehnten keine Rede sein kann [1]).

---

1) Zur Zeit, wo ich dieses schreibe, sind die „Rettungen“ so sehr in der Mode, daß man nicht ansteht, selbst die anrüchigsten und abscheulichsten, auf Grund der bestimmtesten Zeugenaussagen ihrer Zeitgenossen vom Schuldigspruch der Geschichte betroffenen historischen Charaktere reinwaschen, ja sogar glorificiren und heiligsprechen zu wollen. Rechnet man hinzu, daß von in philologischen und historischen Seminarien zurechtgemachten jungen Leuten, welche klein und steril von Geist, aber groß im vorweggenommenen Professorendünkel sind, heute der Sallust, morgen der Tacitus „vernichtet“ wird, so müsste man den ganzen Schwindel sehr lächerlich finden, falls er nicht eine sehr ernste Seite hätte. Die Rettungen und Vernichtungen neuester Mode sind nämlich ohne Zweifel ein Ausfluß der schönfärbenden, leisetreterischen, sammetbehandschuhten und bepatschuliten Historik, welche, um den Despoten und Dunklern der Gegenwart zu schmeicheln, die Despoten und Dunkler der Vergangenheit in möglichst milder oder gar in verklärender Beleuchtung zu zeigen sich bemüht. Es wäre daher ganz in der Ordnung, wenn auch der Pompadour und der Dubarry so ein „Retter“ erstände. In Erwartung desselben will ich meinerseits einer Forderung der Gerechtigkeit genügen, indem ich die gäng und gäben, bis ins Ungeheuerliche übertriebenen Meinungen über die Kosten, welche die beiden genannten königlichen Bettschwestern direkt für ihre Personen Frankreich verursachten, hier gelegentlich auf das richtige Maß zurückführe und zwar auf Grund der authentischen Dokumente, welche Le Roi neuerlich in französischen Archiven aufgefunden und in seinen „Curiosités historiques“ (Paris 1864) veröffentlicht hat.

Jeanne Antoinette Poisson, von Kindheit auf und auch später als Ehefrau des Steuerpächters d'Etiolles durch ihre Mutter mit allem Fleiß vorbereitet für „le rôle honorable auquel elle venait de parvenir“, war vom September 1745 an bis zu ihrem im April 1764 erfolgten Tode die Haupt- und Staatsmaitresse Ludwigs des Fünfzehnten. In diesen 19 Jahren hat sie einem größtentheils von ihrer eigenen Hand geschriebenen Ausgabebuch zufolge, für ihre Person verbraucht und demnach dem französischen Volk aus der Tasche ge-

Als sodann der wohlmeinende und gutmüthige, aber beschränkte und schwache sechszehnte Ludwig dem schandbaren Großvater auf dem Throne folgte, war es ein mitleidswerthes Schauspiel, zu sehen, wie alle die gutgemeinten Versuche, eine bis an den Hals in das besagte Kothmeer versunkene Monarchie wieder auf haltbaren Boden zu stellen, kläglich misslangen. Wie hätten sie gelingen können, da die Revolution, mit jedem Lungenzug eingeathmet, schon in allen Geistern und Gemüthern war? Nicht oft genug kann man die große Thatsache wiederholen und einschärfen — man hätte sie nachmals freilich aus naheliegenden Gründen gern vertuscht, geleugnet und vergessen — die große Thatsache, daß die privilegirten Klassen aristokratisch-leichtfertig den revolutionären Cancan anhoben, welcher später zur terroristischen Carmagnole ausgeschlagen ist. Um 1780 war in Frankreich der sociale Zersetzungsproceß schon so weit gediehen, daß — ein Hofmann von damals, der Graf de Ségur, bezeugt es — im Schloßtheater zu Versailles und in Gegenwart der königlichen Familie alle die Herren und

langt: 36,924,140 Livres. Ihre Nachfolgerin, die uneheliche Tochter einer gewissen Anne Becu, hieß ursprünglich Jeanne, erhielt aber von dem Grafen Jean Dubarry, welcher sie aus dem Schmutze der Pariser Gassenprostitution aufhob, ihrer blendenden Schönheit halber den Beinamen L'Ange. Der edle Herr Graf beeilte sich, den durch den Tod der Pompadour erledigten Platz auszufüllen, und schloß mit Lebel, dem vertrauten Kammerdiener des Königs, das Kupplergeschäft ab. Um Mademoiselle L'Ange „courfähig" zu machen, musste sie eine Scheinehe mit dem Bruder des Grafen, mit dem Grafen Guillaume Dubarry eingehen, welcher Edelmann für Geld zu diesem „Sakrament" sich hergab. Bei dieser Gelegenheit erfand man der Braut auch einen legitimen Vater, welchen man Jean Jacques Gomard de Vaubernier taufte. Die sechsundzwanzigjährige Scheingräfin wurde i. J. 1769 als „Maîtresse en titre" inthronisirt und blieb es, bis der König starb (1774). In diesen fünf Jahren hat sie für ihre Person verbraucht und demnach Frankreich gekostet 12,459,529 Livres. Die Kosten des „Parc aux Cerfs", welchen Ludwig der Fünfzehnte von 1755—1771 unterhielt, sind nicht aktenmäßig festzustellen. Dieses Harem war übrigens keineswegs ein „Park", sondern ein an der Stelle, wo Ludwig der Dreizehnte vormals einen Hirschgarten gehabt hatte, erbautes kleines Haus in der Straße Saint-Médéric zu Versailles.

Damen der vornehmen Welt die Aufführung der Tragödie „Brutus“ von Voltaire mit stürmischem Beifall („avec enthousiasme“) begrüßten und in lautes Entzücken ausbrachen über die berühmten Verse: —

„Je suis fils de Brutus et je porte en mon coeur
La liberté gravée et les rois en horreur.“

Das arme, todesbänglich sich abzappelnde Königthum sank immer tiefer in den grundlosen Schlamm hinab, bis ihm derselbe über dem Kopfe zusammenschlug. Dann kam ein vulkanisches Kochen und Brodeln und Wallen in die wüste Masse und die Sündflut begann. Sie musste folgerichtig zu einer europäischen werden, wie ja auch die Ursachen der Revolution keineswegs nur französische, sondern vielmehr europäische oder, wenn man will, menschheitliche gewesen sind. Aber Frankreich, d. h. Paris war das Ziffernblatt der Weltgeschichteuhr und der auf 1789 vorgerückte Zeiger verkündete, daß wiederum ein Weltalter abgelaufen sei. Da, wo Jungfrau Klio die seit 1815 gemachten Anstrengungen, den Weltgeschichteuhrzeiger hinter 1789 zurückzurücken, im großen „Schuldbuch“ verzeichnet, schreibt sie achselzuckend die Randglosse bei: „Sunt pueri pueri, pueri puerilia tractant . . .“

Es ist die Epoche des versinkenden Ancien Régime und die der aufkochenden Revolution, in welche das Leben des Mannes fiel, dessen Laufbahn auf den folgenden Blättern nachgegangen werden soll, und zwar unter Vortritt eines scharfausblickenden Pfadfinders und verlässlichen Führers[1]). Schwerlich dürfte ein zweites Menschendasein

---

1) Louis de Loménie: Beaumarchais et son temps. Études sur la société en France an XVIIIe siècle, d'après des documents inédits. Deuxième édition. 2 vols. Paris 1858. Ich gestehe gern, daß, wie ich durch dieses Buch zu der vorliegenden Studie angeregt worden, mir dasselbe auch zur Hauptquelle für das Thatsächliche gedient hat. Selbstverständlich habe ich aber auch noch viele andere Quellen benutzt. Loménie's Arbeit — zwei starke Bände, 1115 Seiten — gehört ohne Frage zu den besten biographischen, welche in unserem Jahrhundert erschienen sind. Ja, wenn ich recht erwäge, ist das Buch

aufzufinden sein, welches in dem Grade geeignet wäre, ein sittengeschichtliches Spiegelbild jener Zeit abzugeben, wie das ruhelose, buntwechselnde, mit dem mannigfaltigsten Verhältnissen und Beziehungen verflochtene Dasein von Beaumarchais es ist, — von diesem französischen Proteus, welcher in seiner Person die wunderlichsten Gegensätze und widerhaarigsten Widersprüche vereinigte. Denn was kann es Gegensätzlicheres und Widerspruchsvolleres geben, als Handwerker und großer Herr, Abenteurer und Geschäftsmann, Schriftsteller und Millionär, Operndichter und Schiffsrheder, Diplomat und Revolutionär, Agent Ludwigs des Sechszehnten und Lieferant des Wohlfahrtsausschusses, ein boshafter Spötter und ein herzguter Mensch, mitunter ein Wüstling, immer aber ein ehrerbietiger Sohn, ein treuer Bruder, ein zärtlicher Gatte und Vater gewesen zu sein?

1.

Der Bildungsapparat hat im Verlaufe der letzten hundert Jahre unter den bürgerlichen Klassen an Vielgestaltigkeit unstreitig sehr bedeutend zugenommen. Aber es dürfte, was z. B. Frankreich angeht, doch sehr fraglich sein, ob in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts der Mittelstand den ideellen Interessen auch nur halbwegs die Beachtung und Theilnahme zuwende, welche derselbe in der zweiten des achtzehnten dafür hatte und hegte. Wer da weiß, was für große Erfolge die seit 1815 eifrigst geübten pfäffischen Verdummungskünste, insbesondere im französischen Kleinbürgerthum erreicht haben, wird sehr geneigt sein, zu bezweifeln, daß im Paris des zweiten bonaparte'schen

---

die gediegenste Biographie, welche die französische Literatur überhaupt besitzt. In wahrhaft historischem Geiste angelegt, vereinigt sie mit emsiger Forschung und gesundem Urtheil stilistische Klarheit und künstlerische Architektur.

Empire oder auch der improvisirten Republik von 1870 eine Handwerkerfamilie existirte, deren Mitglieder — namentlich auch die weiblichen — einen Grad von Kultur erreichten, eine geistige Regung und Bewegung manifestirten, wie dies die Mitglieder der Familie des Uhrmachers André Charles Caron thaten, dem in seinem bescheidenen Hause in der Straße Saint-Denis am 24. Januar 1732 sein Sohn Pierre Augustin Caron geboren wurde.

Der junge Caron hat 25 Jahre später aus der Verpuppung seines bürgerlich-väterlichen Namens den adeligen Schmetterling „de Beaumarchais" hervorschlüpfen und auf den Luftströmungen des Ruhms, nicht selten auch im pfeifenden Windzuge des Skandals lustig durch die Welt flattern lassen. Allein niemals vergaß er seines Ursprungs in der „boutique d'horloger" in der Straße Saint-Denis und sein Vater war und blieb allfort für ihn ein Gegenstand aufrichtiger Ehrfurcht und zärtlicher Fürsorge. Sehr begreiflich daher, daß der alte Uhrmacher auf seinen Sprößling stolz war und dem reich, vornehm und berühmt Gewordenen einmal schrieb: „Tu me recommandes modestement de t'aimer un peu; cela n'est pas possible, mon cher ami: un fils comme toi n'est pas fait pour n'être qu'un peu aimé d'un père qui sent et pense comme moi" ... Es ist nicht überflüssig, derartige Bezeugungen menschlich-edlen Verkehrs gelegentlich den Verleumdern des achtzehnten Jahrhunderts entgegenzuhalten, welche, sei es aus Unwissenheit oder aus Tücke, fortwährend von der „Gemüthlosigkeit" und „Herzenshärte" der Menschen jener wunderbar großen Zeit zischeln und winseln ... Unter den fünf Schwestern von Beaumarchais sind namhaft zu machen die zweite, Marie Louise, die Heldin jenes zu Madrid mit Don Clavijo bestandenen Abenteuers, welches die Ehre hatte, von Göthe dramatisirt zu werden; und die vierte, Marie Julie, in welcher der französische Esprit moussirte wie Champagner und die ihr Lebenlang dem Bruder eine gleichgesinnte, verständnißvolle und treuergebene Freundin gewesen ist.

Der Sohn des Hauses, „gai et drôle“, zum Metier des Vaters angeleitet und im übrigen buntdurcheinandergewürfelte Bildungselemente so zu sagen im Fluge haschend, hatte bis zum 20. Lebensjahre hin alle Aussicht, aus einem pariser Gamin ein pariser Baurien zu werden, ein potenzirter sogar, und Père Caron sah sich einmal veranlasst, als drastisches Besserungsmittel eine zeitweilige Verbannung aus dem väterlichen Hause in Anwendung zu bringen. Den Jugendmost heiß und hoch aufgähren, auffieden, aufschäumen zu lassen ist nun einmal, wie die Gefahr, so auch das Vorrecht genialer Begabung, und wenn die dabei reichlich entwickelte Kohlensäure die Nerven der an- und umwohnenden Völker Philistäa's heftig afficirt, so hat das nicht eben viel zu bedeuten. Wahrhaft geisthaltiger Most klärt sich doch zu edlem Weine, so da „der Menschen Herz erfreuet“. Das Genie kann auch nichts dafür, wenn die liebe Mittelmäßigkeit wähnt, das Sieden und Schäumen und Sausen wäre Hauptsache und Selbstzweck, desshalb mittels reichlicher Anwendung der Pottasche der Lüderlichkeit eine schlechte Nachahmung des genialisch-naturgemäßen Gährungsprocesses zuwegezubringen sich bemüssigt findet und sodann folgerichtig nicht zu edlem Wein sich klärt, sondern zu fauligem Essig „umsteht“.

Der junge Caron stand nicht um, sondern ward als Sauser und Brauser zunächst ein tüchtiger Uhrmacher. Er besaß jene glücklich gebauten Hände, welche alles geschickt anzufassen und aus jedem Ding etwas zu machen wissen. Zwanzigjährig, ist er in seiner Kunst soweit gewesen, daß er eine neue Art von Uhren-Regulator („échappement“) erfand, und diese Erfindung gab ihm Veranlassung, zum erstenmal in der Rolle aufzutreten, welche er nachmals zu einer weltgeschichtlichen erhoben hat, in der Rolle eines Processlers („plaideur“). In Wahrheit, er hat nicht nur sein Lebenlang Processe aller Art geführt und die meisten schließlich gewonnen, sondern man ist auch berechtigt, sein ganzes Leben einen unablässigen Proceß, eine echte und gerechte „Plaidoierie“ zu nennen. Ein rechter Kampfhahn

um und um, durch und durch, ein allzeit gestiefelter und gespornter Geist, stets fertig und bereit, auf die Mensur zu treten, falkenäugig, spottlächelnd, biegsam, zäh und schneidig wie eine beste Stahlklinge ... Er hatte seine Erfindung eines neuen „Echappement“ dem Monsieur Lepaute, einem berühmten Uhrmacher von damals, anvertraut, welcher sich unredlicher Weise die Ehre dieser Erfindung aneignete, indem er dieselbe als seine eigene im „Mercure“ ausposaunte, ohne Zweifel auf die Schüchternheit und Unbekanntschaft des jungen Erfinders rechnend. Eine arge Verrechnung; denn der junge Unbekannte war kein schüchterner, sondern er ging dem Unredlichen im Merkur scharf zu Leibe, wusste die Sache vor die Akademie der Wissenschaft zu bringen, von derselben einen vollständig zu seinen Gunsten lautenden Entscheid herauszuschlagen und außerdem die ganze an sich unbedeutende Angelegenheit so gewandt ins Publikum, sowie an den Hof zu tragen, daß ihm dieses sein erstes Plaidoyer zwar noch nicht einen Ruf, doch aber schon eine gewisse „Notoriété“ verschaffte. Ah, er war ein „praktischer“ Bursche, ein sehr praktischer! Wo ihn die Schale der Auster des Glückes eine Ritze, und wenn auch die kleinste, ersperbern ließ, da ist er, scharfspitzkeilig und aalglatt zugleich, im Handumdrehen hineingeschlüpft.

Im Juni von 1755 treffen wir den Sausewind von Uhrmacher bereits als eine betitelte Person. „Caron fils, horloger du roi,“ schreibt er sich und darf es; denn eine von ihm gefertigte, in einen Fingerring gefasste Uhr hat Gnade gefunden vor den Augen Ihrer babylonischen Majestät Jeanne Antoinette Poisson, Madame d'Etiolles, Marquise de Pompadour. Auch der „allerchristlichste“ Sultan selber hat aus der Dunstwolke seiner gähnenden Langeweile heraus einen Blick gnädiger Neugier auf den angehenden Künstler geworfen und begehrlich-lüsterne Blicke warfen verschiedene große und kleine Damen des Hofes dem hoch und schlank gewachsenen jungen Manne zu, dessen Züge so hübsch, dessen Mienenspiel so belebt, dessen Augen so unternehmend, dessen Auftreten so sicher und keck. Die Männer freilich

zucken die Achseln und brummen: „Der Geck!“ Aber die Weiber flüstern ganz leise in sich hinein: „Ein Prachtmensch von Mann!“

Unser Caron hatte aber nicht umsonst in jungen Jahren schon einen Regulator erfunden. Das will sagen: er wusste den Gang seiner Lebensuhr zu dieser Zeit bereits sehr verständig zu reguliren und bei aller Geckerei als ein praktischer Mann das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Als einem Franzosen war ihm überdies die Weisheit angeboren, daß man in dieser Welt mittels der Weiber am besten und leichtesten weiterkäme, und der Uhrenkünstler und Lebenspraktiker zog dem blendenden, aber gefährlichen Glücke, welches ihm in der Region der Duchessen, Marquisen und Comtessen vorübergehend lächeln konnte, das bescheidenere, aber solidere vor, welches ihm durch eine allerdings kleinste Dame des Hofes zu Theil ward. Da war nämlich ein alter und gebrechlicher Herr, Pierre Augustin Francquet geheißen, der eins der zahllosen Hofämter jener Zeit besaß, welche, eifrig erstrebt und mit schwerem Gelde erkauft, ihre Inhaber nicht nur leidlich nährten, sondern auch vortrefflich mästeten. Der alte Küchenschreiber oder, wie sein Titel französisch groß- und lächerlichmaulig lautete, der „Controleur clerc d'office de la bouche de roi“ besaß neben seinem Alter, seinem Amt und seinen Gebresten eine etwa dreißigjährige, hübsche, dralle, muntere Frau und etliche Monate nach dem Tage, an welchem Madame la Controleuse unserem Caron ihre Uhr zum Reguliren gebracht hatte, fand Sieur Francquet, daß Alter und Krankheit ihm nicht länger gestatteten, seinem Amte mit gebührender Würde vorzustehen. Demzufolge trat er dasselbe an den jungen Caron ab und zwar um den Preis einer lebenslänglichen Jahresrente. Also ward der junge Uhrmacher ein Hofbeamter, dessen Brevet vom 9. November 1755 datirte und der unter anderen Obliegenheiten auch die hatte, abwechselnd mit seinen Herren Kollegen die Schüsseln auf die königliche Tafel zu setzen, in großem Kostüm, Hut unter'm Arm, Degen an der Seite.

In der höfischen Rangordnung kam er unmittelbar nach dem Halstuchknüpfer des Königs („cravatier ordinaire du roi“). Gewiß hatte der Küchenschreiber und Tafelbeschicker Ludwigs des Fünfzehnten keine Ahnung, daß in ihm ein Kerl steckte, welcher bestimmt wäre, der spottlachende Todtengräber des französischen Königthums zu werden.

Zwei Monate, nachdem der künftige Dichter der „Hochzeit des Figaro“ Hofbedienter geworden, that der alte Francquet ihm den Gefallen, ihm auch anderweitig Platz zu machen, indem er starb. Im November 1756 heiratete unser Küchenkontrolirer die trostlose und wohlbemittelte Witwe und bei dieser Gelegenheit geschah es, daß er seinem schlichten Namen Caron den hoch- und volltönenden „de Beaumarchais“ anklebte, welchen er, wie er sagte, einem kleinen Lehensgute seiner Frau entlehnte. Das Manöver, dadurch aus der „Canaille“ oder „Roture“ in die „Noblesse“ sich hinüberzuschwindeln, gelang jedoch erst fünf Jahre später wirklich, — gelang dann, als unser Abenteurer und Geschäftsmann im Jahre 1761 um den Preis von 85,000 Francs die Stelle eines Sekretärs des Königs sich erkaufte. Dieser Kauf machte den Uhrmachersohn von rechtswegen adelig und er konnte, als man ihm später seinen Adel bestreiten wollte, triumphirend-spöttisch ausrufen: „Niemand kann mir meine Noblesse streitig machen; denn ich besitze die Quittung dafür (car j'en ai la quittance)!“

Inzwischen war sein Eheglück und sein Wohlstand nicht von Dauer gewesen, indem schon im September von 1757 seine Frau von einem typhösen Fieber weggerafft wurde. Da er zu sorglos gewesen, das Vermögen seiner Frau unanfechtbar rechtskräftig sich zusichern zu lassen, warf ihn dieser Todesfall in die Armuth zurück, so daß er Mühe hatte, seine Hofbedienstung zu behaupten, die ihm nicht mehr als 1500 Francs jährlich einbrachte. Aber der rüstige Schwimmer arbeitete sich bald wieder obenauf und vorwärts. Zunächst gereichte es ihm zu einem Förderungsmittel, daß er von bedeutender musikalischer Begabung und Uebung, ein tüchtiger Flötenbläser und eleganter Harfner

war. Die Harfe ist zu jener Zeit in Frankreich ein noch so neues Instrument gewesen, daß z. B. Diderot dasselbe erst im Jahre 1760 kennen lernte. Es kam aber rasch in die Mode und Beaumarchais' meisterliche Behandlung desselben hatte einen großen Ruf in den Salons. Die vier legitimen Töchter Ludwigs des Fünfzehnten, die Prinzessinnen Victoire, Adelaide, Sophie und Louise — ihr zärtlicher Vater gab ihnen die süßen Namen Coche, Loque, Graille und Chiffe — hörten von der Geschicklichkeit unseres Mannes, ließen ihn rufen, nahmen Unterricht bei ihm und bald wusste er sich den gelangweilten vier alten Jungfern so angenehm zu machen, daß sie ihm die Anordnung und Leitung der kleinen Familienkoncerte übertrugen, welche sie in ihren Zimmern veranstalteten und welchen gewöhnlich der König, die Königin und der Dauphin anwohnten. Der Plebejer aus der Straße Saint-Denis wusste sich in diesem Kreise mit solchem Geschick und Takt zu bewegen, daß er sich allgemeine Achtung und Gunst erwarb. Der König bot eines Tages dem Harfner seinen eigenen Lehnsessel und eines andern sagte der ernste und ehrbare Dauphin — (es ist der im Jahre 1765 gestorbene Sohn Ludwigs des Fünfzehnten gemeint) — von ihm: „Das ist der einzige Mensch, welcher mit Wahrhaftigkeit zu mir spricht."

Weiland Caron und jetzo De Beaumarchais war also auf gutem Wege, ein rechter Hofgünstling zu werden. Aber der Weg zur Hofgunst ist bekanntlich mit verdächtigem Buschwerk eingefasst, hinter welchem zahllose grüne Neidaugen lauern. Besitzer derartiger Augen stellten sich auch wohl in erklecklicher Anzahl unserem keck aus- und aufschreitenden Harfenkünstler in den Weg, Spottknallbonbons vor seinen Ohren loslassend oder auch Knüttel vornehmer Grobheit zwischen seine Beine werfend. Aber unser neugebackener „De" ist mit Zungen- und Degenspitze rasch bei der Hand, wo es gilt, seine „Noblesse" darzuthun. Kommt da eines schönen Abends in großer Gala aus den Gemächern von Mesdames de France, als ihm das bekannte nette Abenteuer mit der Uhr begegnet. „Monsieur — redet

ihn ein Hofmann an, welcher sich so eben gegen seine Mithöflinge gerühmt hat, den Schützling der Prinzessinnen „dekoncertiren" zu wollen — Monsieur, erweisen Sie mir, da Sie in der Uhrmacherei so bewandert sind, die Gefälligkeit, diese meine in Unordnung gerathene Uhr zu untersuchen." — „Mein Herr, seit ich aufgehört habe, mich mit dieser Kunst zu beschäftigen, bin ich darin sehr ungeschickt geworden." — „Ah, Monsieur, thun Sie mir doch den Gefallen!" — „Von Herzen gern; aber ich sage Ihnen, ich bin sehr ungeschickt." Spricht's, nimmt die Uhr, öffnet sie, hält sie an's Licht und thuend, als wollt' er sie untersuchen, läßt er sie zu Boden fallen. Dann sagt er zu seinem dekoncertirten Dekoncertirer: „Ich habe Ihnen vorhergesagt, daß ich äußerst ungeschickt" — geht davon und überläßt es dem Gefoppten, die Trümmer seiner Uhr zusammenzusuchen. Nicht so komisch, sondern sehr tragisch endigte ein ähnliches Abenteuer. Gröblich beschimpft von einem übermüthigen Hofherrn, dem Chevalier des C . . . . ., schlug sich Beaumarchais unter den Mauern des Parkes von Meudon mit demselben und rannte seinem Gegner den Degen durch die Brust. Der Verwundete starb, dachte aber im Sterben hoch genug, die Nennung des Namens seines Tödters zu verweigern, so daß Beaumarchais' gefährlicher Sieg für ihn weiter keine üblen Folgen hatte. Erwägt man aber, wie himmelhoch dazumal noch politisch und social die Aristokratie über der Bourgeoisie stand, so dürfte es nicht ungerechtfertigt erscheinen, diesen durch den Sohn eines pariser Kleinbürgers einem Seigneur straflos versetzten Todesstoß mit unter die zahllosen Vorzeichen der Revolution zu rechnen, welche bereits in allen Schichten der französischen Gesellschaft zu gähren und zu wühlen begonnen hatte.

2.

Allerhand Widerwärtigkeiten also, worunter auch Duelle, brachte seine Stellung als Quasi-Kapellmeister der Töchter des Königs unserem flinken, vielgewandten Musiker und Küchenschreiber ein, nicht aber Geld. Und dies war doch gerade das Ding, dessen er am meisten bedurfte, maßen man die Kosten einer Laufbahn bei Hof mit einer Jahreseinnahme von 1500 Francs unmöglich bestreiten konnte. Noch dazu hatten Mesdames de France von den Pflichten ihres Quasi-Kapellmeisters ganz eigene, so zu sagen prinzessliche Begriffe. Sie standen nämlich nicht an, den liebenswürdigen Harfner und Flötenbläser mit allerlei Aufträgen, Einkäufen u. s. w. zu begnadigen, dachten aber nicht entfernt daran, ihm seine Auslagen zu erstatten. Große Damen, wie große Herren, hielten und halten sich bekanntlich allezeit häufig davon befreit, mit so Gemeinem, wie Rechnungen bereinigen, Schulden bezahlen u. dgl. m. sich zu befassen. Nachdem Beaumarchais dies erkannt und überhaupt erfahren hatte, daß die Musik, welche er den Prinzessinnen machte, für ihn durchaus keine „Musik mit ihrem Silberklange“ sei, sah er sich nach Eröffnung anderweitiger Hilfequellen um.

Sollte er es mit der Schriftstellerei versuchen? An Vorübungen hierzu in Versen und Prosa hatte er es nicht fehlen lassen und er hatte seinen Stil namentlich zum Rabelais und zum Montaigne in die Schule geschickt. Der „Barbier von Sevilla“ und die „Hochzeit des Figaro“ wissen noch davon zu erzählen. Bei der Machtstellung, welche die Literatur zu jener Zeit in Paris gewonnen hatte, würde es der quecksilberigen Beweglichkeit, der wunderbaren Aneignungsfähigkeit und dem geschmeidigen Formtalent unseres Mannes nicht übermäßig schwer geworden sein, als Autor, was man so sagt, einen Stand sich zu machen. Auch konnte wohl die Reizung, in der von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde gewaltiger anschwellenden

literarischen Sturm- und Drangsymphonie ein Instrument, ein vortretendes vielleicht, zu spielen, die innerste Fiber von Beaumarchais' Wesen sympathisch berühren. Allein der Mann dachte dermalen nicht von weitem daran, daß es ihm beschieden sein würde, eines Tages das von Zerstörungsjubelklängen strotzende Finale dieser Symphonie zu komponiren. Und dann stoßen wir hier auf etwas, das zwischen den Trägern der französischen und der deutschen Befreiungsliteratur einen so charakteristischen Unterschied markirt. Zwischen der überwiegenden Mehrzahl derselben wenigstens.

Lassen wir nämlich vor unseren Augen den langen Zug der erlauchten Ritter vom Geiste vorübergehen, welche im ewiggroßen achtzehnten Jahrhundert ihre ewigglorreiche Riesenarbeit in Deutschland gethan, den langen Zug der Helden und Märtyrer, welche dem deutschen Genius die Pfaffenbinde vom Auge genommen, den Wahn, den Fanatismus und den Despotismus auf allen Gebieten siegreich bekämpft, die deutsche Aufklärung, Wissenschaft und Poesie geschaffen, ja geradezu in unserem Lande zuerst eine Civilisation, welche des Namens werth war, begründet haben: so erkennen wir, daß diese Heroen, diese unsere Heiligen wirklich und wahrhaft vom „göttlichen Anhauch“ [1]) erfasst und von echtester Inspiration getrieben waren, daß sie aus innerstem Herzensdrange, mit rührender Selbstlosigkeit und opferfreudiger Begeisterung für Menschenwohl und Menschenwürde ihre befreiende Mission zur Hand genommen und durchgeführt haben. Ein edler, ja ein heiliger Enthusiasmus war hier überall das Grundmotiv. Anders bei den Franzosen, nur den einzigen Rousseau vielleicht ausgenommen. Denn berechnend und praktisch, wie die Franzosen sind, haben die französischen Autoren des achtzehnten Jahrhunderts ihre emancipative Aufgabe nicht in der Weise von begeisterten Propheten, sondern vielmehr in der Art scharfrechnender Geschäftsleute gefasst und gethan. Um das recht deutlich zu sehen, braucht man sich bloß zu erinnern,

1) „Afflatus divinus“ beim Cicero und Ovidius.

wie ein Klopstock und Kant, ein Lessing und Herder, ein Göthe und Schiller ihre literarische Stellung nahmen und verstanden, und dann auf Voltaire hinüberzublicken, zur Zeit, wo er sich die Frage stellte, ob er die Literatur zu seinem „Geschäft" machen sollte. Seine Antwort war diese: — „Ich habe so viele arme und verachtete Schriftsteller gesehen, daß ich die Anzahl derselben keineswegs vermehren will. In Frankreich muß man Amboß oder Hammer sein; ich meinestheils bin zum Amboß nicht geboren." Er ist denn auch bekanntlich ein tüchtigster Stahlhammer geworden, dessen Schläge ruhmvoll durch die Jahrhunderte, durch die Jahrtausende hinabschallen werden, ob sich Finsterlinge und Lakaien vor Aerger darüber noch so oft auf den Kopf stellen mögen. Aber bekannt ist auch, daß der kluge Mann, statt die Anzahl der armen und verachteten Schriftsteller zu vermehren, lieber unter die Spekulanten ging und mittels Handels- und Finanzoperationen sich in den Stand setzte, als reicher Herr mit Muße und Behagen seine weltgeschichtliche Spottarbeit zu vollbringen.

Beaumarchais fand, daß sein „Patron", der Patriarch von Ferney, sehr wohl und weise gethan, eine jährliche Einnahme von 130,000 Livres sich zu erspekuliren, und diese Findung ward zu einer fruchtbaren, nachdem er im Jahre 1760 Gelegenheit gehabt, einer der ersten Finanzgrößen von damals, Herrn Paris du Verney, mittels seiner Beziehungen zu Mesdames de France einen wichtigen und dankbar anerkannten Dienst zu leisten. Der Geldmann fand an Beaumarchais so großen Gefallen, daß er ihm großmüthig die Mittel gewährte, die geschäftsmännische Laufbahn zu betreten. Durch Paris du Verney mit gutem Rathe, mit Fonds und Kredit unterstützt, ward unser unternehmender Mann Spekulant und Finanzer und hat es als solcher glücklich bis zum mehrfachen Millionär gebracht, was etwas heißen wollte zu einer Zeit, wo der Millionarismus noch nicht eine so ordinäre, obzwar mehr oder weniger papierene Thatsache war, wie er es heutzutage ist. Sein Lebenlang ist Beaumarchais von da ab ein Geschäfte-

macher geblieben; durch alle seine buntwechselnden, vielfachst gewundenen Lebensgänge, Unternehmungen und Abenteuer schlängelt sich der goldene Faden der Spekulation. Er war ein Realist jeder Zoll, stets auf bestimmte Ziele gerichtet und festen Schrittes darauf losgehend, wenn auch mitunter auf weiten Umwegen. Zunächst wollte er reich werden und er wurde es; aber, obzwar praktisch und realistisch wie ein Schweizer, hat er den Geldsack doch niemals als ein an sich werthes Ding betrachtet und geschätzt, sondern nur für einen Materialbeitrag zu dem Piedestal angesehen, auf welchem die hübsche Figur des Messire Caron de Beaumarchais der Mit- und Nachwelt sich präsentiren sollte. Und doch geschähe wiederum dem Manne schweres Unrecht, wollte man ihn für einen vorragenden Typus der französischen Nationaleitelkeit ausgeben und für weiter nichts. Nein! Denn es war etwas vom echten und rechten Feuer des Jahrhunderts in ihm, ein ruheloser Thätigkeitsdrang und emancipativer Schaffenstrieb, und er hat in seiner Art tüchtig mitgearbeitet an der Anhäufung jenes unermesslichen Kultur-Kapitals, von dessen Zinsen das neunzehnte Jahrhundert geistig lebt...

Es wirkt komisch, wenn wir unseren Proteus, den künftigen komödischen Kehrausgeiger des Ancien Régime, zunächst als wohlbestallten „Lieutenant-général des chasses aux bailliage et capitainerie de la varenne du Louvre" wiederfinden, was zu deutsch sagen will: als Oberaufseher des Jagdmonopols, welches im Umkreise von Paris auf 12 oder 15 Lieues weit dem Könige ausschließlich zustand. Beaumarchais hatte für schweres Geld dieses Hofamt erkauft, welches ihn zum ersten Officier des Herzogs de La Vallière, Generalkapitän der Jagden, machte, ihm gewisse richterliche Befugnisse übertrug und dem Uhrmachersohn Grafen und Barone zu Untergebenen gab. Wir sehen ihn also in eigener Karrosse gravitätisch nach dem Louvre fahren, um daselbst ebenso gravitätisch dem „Tribunal conservateur des plaisirs du roi" vorzusitzen, vor welchem alle Eingriffe in das königliche Jagdmonopol zur Verhandlung kamen. Das Monopol, wie das zur Aufrechthaltung des-

selben bestimmte Tribunal, gehörten mit zu den verhasstesten Einrichtungen des Ancien Régime und die Vernichtung beider im Jahre 1789 zu den volksbeliebtesten Maßregeln. Der Schöpfer des Figaro in langer Robe, auf einem mit Lilien bestickten Richterstuhl eine der drückendsten Anmaßlichkeiten des Despotismus wahrend, — Frau Historia hat nicht allzu viele Bilder von so prickelnd-ironischer Kaustik in ihrem unendlichen Fibelbuch, aus welchem die großen Kinder noch weniger lernen als die kleinen.

Aber in dem Lebensbilderbuch unseres Helden ein weiteres Blatt umwendend, finden wir denselben in einer von den vorhergehenden sehr verschiedenen Situation. Nämlich in der eines ritterlichen Bruders und zwar auf spanischem Boden . . . Göthe hat, wie bekannt und wie schon erwähnt worden, diese Beaumarchais-Episode dramatisirt und ein Trauerspiel daraus gemacht, welches der sonst so klarverständige Merck, einer der wenigen Deutschen, die nicht von der Autoritätsmichelei befangen gewesen sind, in allzu herber, ja ungerechter Weise einen „Quark" genannt hat. Das Thatsächliche des Abenteuers war dieses: — Beaumarchais' Schwester Marie war mit ihrem Manne, dem Architekten Guilbert, und mit ihrer jüngeren Schwester Louise nach Madrid gegangen. Madame Guilbert und Mademoiselle Caron errichteten daselbst mitsammen ein Modemagazin. Louise Caron war schon eine ältliche Jungfrau von nahezu dreißig Jahren, als der spanische Literat Josef Clavijo sie im Jahre 1763 kennen und lieben lernte. Er gab ihr ein förmliches Heiratsversprechen und die Verbindung sollte stattfinden, sobald der Bräutigam das Amt eines königlichen Archivars, um welches er sich zur Zeit bewarb, erlangt haben würde. Er erhält die Stelle und das kirchliche Aufgebot findet statt. Aber plötzlich bricht Clavijo sein Wort, tritt zurück und wirft dadurch einen schweren Makel auf seine Verlobte. Diese geht ihren Bruder um Rath und Hilfe an. Messire Caron de Beaumarchais schnallt seinen Degen um, eilt spornstreichs nach der „Hauptstadt der Zwiebeln und der Serenaden" und zwingt mittels seiner

aus Kaltblütigkeit und Energie gemischten Interventionspolitik dem treulosen Seladon eine für diesen wenig, für Mademoiselle Caron dagegen sehr ehrenvolle Erklärung ab. Noch mehr, der Spanier, erschreckt, mit einem so entschlossenen Gegner zu thun zu haben, sucht eine Versöhnung mit seiner verlassenen Braut und geht den Bruder um seine Vermittelung an. Diese wird gewährt; aber zur Stunde, wo Beaumarchais wähnt, die Heirat würde nächster Tage stattfinden, muß er erfahren, daß Clavijo hinterrücks gegen ihn machinirt und kabalirt, daß derselbe ihn eines mörderischen Ueberfalls bezüchtigt und daraufhin von der Regierung den Befehl erschlichen hat, ihn zu verhaften und aus Madrid zu vertreiben. Unser Messire, ganz Feuer und Flamme, eilt zu den Ministern, dringt zum Könige selbst, rechtfertigt sich, enthüllt das Lug- und Trugding Clavijo's und bringt es dazu, daß der ehrlose Mann seines Amtes entsetzt und vom Hofe verjagt wird. Die Heldin dieses Clavijo-Abenteuers, welches im Mai und Juni von 1764 spielte, ist nachmals die Frau eines in Madrid angesiedelten Franzosen Namens Durand geworden. Ihr Bruder verbrachte nahezu ein Jahr in der spanischen Hauptstadt, spielend, tanzend, musicirend und liebelnd; daneben spekulirend und Projekte schmiedend. Er schrieb viel während dieser Zeit: Briefe voll liebevoller Pietät an seinen Vater, erotische Madrigale und satirische Couplets; aber nicht minder geschäftsmäßige Denkschriften, welche er den spanischen Ministern unterbreitete. Er wollte in Spanien eine französische Kompagnie organisiren, welche den Handel mit Louisiana ausbeuten sollte; er reichte einen Plan ein, die sämmtlichen spanischen Kolonieen mit Negern zu versorgen, und einen anderen, wie die Kolonisation der Sierra Morena zuwegezubringen wäre. Allein Spanien war und ist schlechterdings kein Boden, worauf Beaumarchaise gedeihen konnten oder können, und so schüttelte denn unser Messire bald wieder den Staub eines Landes von den Füßen, aus welchem er die Namen und wohl auch die erste Idee der Figuren seiner zwei großen Streitkomödien als Ausbeute mitnahm.

3.

Im weiteren Vorschritt der Laufbahn des jetzt nahezu fünfunddreißigjährigen Odysseus der französischen Literatur stoßen wir zuvörderst auf einen Umstand, welcher wiederum dazu auffordert, auf gleichzeitige deutsche Verhältnisse hinüberzublicken. Es ist das Verhältniß der bahnbrechenden Männer des Jahrhunderts zu den Frauen. Auch hier stehen sich deutscher Idealismus und französischer Realismus scharf erkennbar gegenüber. Ein unverlöschlicher Glanz wie von Sternenlicht, ein ewiger Duft von Poesie umfließt die Beziehungen Klopstocks zu Fanny und Meta, Wielands zu Sophie Gutermann, Göthe's zu Friederike Brion, Schillers zu Lotte von Kalb, Voß's zu Ernestine Boie, Herders zu Karoline Flachsland und selbst des hochernsten und scharfverständigen Lessings Ehe mit Eva König ist voll dichterischer Weihe. Dagegen halte man nun das Verhältniß Voltaire's zur Emilie du Châtelet oder das Rousseau's zur Louise de Warens. Oder man stelle mit einer der klopstock'schen Oden an Cidli, mit einem der göthe'schen Lieder an Lotte, Friederike und Lili, mit einem der Briefe von Herder und Voß an ihre Bräute die briefliche Aeußerung unseres Beaumarchais zusammen: „Ich erhole mich von den Geschäften" — aber die Wendung ist so echtfranzösisch, daß man sie schlechterdings französisch mittheilen muß: „Je me délasse des affaires avec les belles-lettres, la belle musique et les belles femmes." Ist es nicht, als träte man aus einem Hain voll Frühlingsduft, Mondschein und Nachtigallengetön in ein modisch aufgeflittertes Kaffeehaus, wo Dominosteine klappern und eine tadellos angekleidete Dame du Comptoir lockende Blicke versendet?

In Wahrheit, die Frauen sind häufig genug die „Zerstreuung, aber niemals die Beschäftigung, die Begeisterung oder die Qual" von Beaumarchais' Leben gewesen. Sein Verhalten zu denselben war niemals ein sentimentales,

sondern allzeit entweder ein sinnliches oder ein spekulatives — „spekulativ“ selbstverständlich nicht im deutsch-philosophischen, sondern im französisch-geschäftsmännischen Sinne genommen — und so verlief denn auch seine einzige derartige Beziehung, die einen höheren Schwung nehmen zu wollen schien, seine Liebschaft mit der jungen, schönen und scheinbar sehr reichen Kreolin Pauline Le B......, welche Liebschaft ihn unmittelbar nach seiner Heimkehr aus Madrid nach Paris stark beschäftigte, in den trostlos dürren Sand geschäftlicher Auseinandersetzungen von höchst prosaischer Natur.

Nachdem unser Parvenu das unerquickliche Drama dieses „Délassement“ durchgespielt hatte, schickte er sich an — im Jahre 1767 — den bisherigen Eigenschaften seiner ulysseischen Persönlichkeit die eines dramatischen Autors beizufügen. Daß ein Mann seines Schlages, ein Mann der rastlosen Bewegung und Thätigkeit, ein Handelnder par excellence, welcher schon so manche Scene der Tragikomödie des Menschenlebens mitangesehen und mitgemacht hatte, sich, so er überhaupt literarisch thätig sein wollte, vorzugsweise zum Drama hingezogen fühlen musste, liegt auf der Hand. Aber man hätte der ganzen Anlage seines Wesens zufolge erwarten sollen, daß er die Laufbahn eines Dramatikers als Komöde begänne. Dem war jedoch nicht so und Beaumarchais hat erst später erkannt, worin seine eigentliche Kraft und Mission läge. Zunächst versuchte er sich im Rührfache, welches zu dieser Zeit in der Mode war und die Bretter, welche die Welt bedeuten, unter Wasser setzte.

Jedermann weiß, daß in der großen literarischen Revolution, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der politischen voraufging wie der Blitz dem Donner auch eine bedeutsame Umwandlung, ja Umwälzung des französischen Theaters mitinbegriffen war. Schon Voltaire, der große Zerstörer, hatte es gewagt, die von Corneille und Racine geschaffene konventionelle Tragik mehr oder weniger zu modificiren. Es musste sich aber auch auf diesem Gebiete erst der Einfluß der englischen Literatur geltend machen,

die Franzosen mussten erst mit dem richardson'schen sentimental-moralisirenden Familienroman und dem lillo'schen Rührdrama bekannt sein, bevor Diderot es unternehmen konnte, Melpomene von den Stelzen der „tragédie classique“ herabsteigen zu lassen, die majestätisch-steifleinene Dame so zu sagen in eine wohlmeinende, thränenreiche Haus- und Familienmutter umzuschneidern und sie in der theatralischen Region anzusiedeln, allwo Schauspiele aufwucherten, welche man der Mischgattung der „tragédie domestique“ und der „comédie sérieuse“ (auch wohl und zwar mit Recht „comédie larmoyante“ genannt) beizählte. Die Bezeichnung „bürgerliches Drama (drame bourgeois)“ zeigt den Gegensatz zum höfisch-heroischen der Zeit Ludwigs des Vierzehnten auf. An die Stelle der Haupt- und Staatsaktion trat das privatliche Intrikenspiel, an die Stelle des knarrenden Phrasenblasebalges die träufelnde Thränendrüse. Der ganze Genre ist dann auf deutschem Boden durch Iffland zu einer quasiklassischen Gestaltung und durch Kotzebue zur Karikatur gediehen. Aber man darf nicht übersehen, daß in den Schauspielen dieser Gattung alles Seufzergewinsels und Thränengeträufels ungeachtet ein revolutionärer Luftzug sich fühlbar machte. Hinter alle dem Genebel sentimentaler Zerflossenheit trat in diesen „bürgerlichen“ Dramen für sehende Augen und hörende Ohren immer wieder eine Tendenz hervor, welche den Inhalt von des Abbé Sieyès berühmtem Pamphlet vorwegnahm: — Der dritte Stand ist nichts; aber er will etwas, er will alles werden.

Diesen revolutionären Instinkt beurkundete nun auch Beaumarchais' Erstlingsdrama „Eugenie“, dessen Handlung einen edelmännischen Schurkenstreich zum Angelpunkte hat. Die Censur fühlte diese oppositionelle Spitze wohl heraus und zwang desshalb den Autor, die Scene seines Schauspiels nach England zu verlegen und den Personen desselben englische Namen zu geben. Der ästhetische Werth des Stückes ist übrigens ein sehr geringer und selbst die theatralische „Mache“ desselben war so mittelmäßig, daß es bei der

ersten Darstellung am 29. Januar 1767 mit Glanz durchfiel. Eugenie's Vater war aber nicht der Mann, desshalb sein Kind aufzugeben. Er stutzte das Ding für eine zweite Aufführung besser zurecht, so daß seine zwei Vorzüge als dramatischer Autor, eine ungemeine Geschicklichkeit in der Scenirung und eine seltene Kunst des Dialogs, recht ins Licht traten, und so hatte Eugenie — die Titelrolle wurde gespielt von der jungen und liebenswürdigen Mademoiselle Doligny, welche acht Jahre später glanzvoll die Rosine im Barbier von Sevilla machte — doch noch einen recht leidlichen Erfolg. Viel schlimmer erging es unserem angegangenen Dramatiker mit seinem Schauspiel „Deux amis“, welches man als ein kaufmännisches bezeichnen kann und welches er drei Jahre später auf die Bühne brachte. Es wurde förmlich von der Bühne weggepfiffen und Grimm führte in seiner „Literarischen Korrespondenz“, wo er dieses Fiasko's erwähnte, den darüber in Paris umgehenden Stachelvers an: —

„J'ai vu de Beaumarchais le drame ridicule,
Et je vais en un mot vous dire ce que c'est:
C'est un change où l'argent circule
Sans produire aucun intéret [1]).“

Aber mochten sie pfeifen, spotten und lachen, Messire Caron de Beaumarchais hatte inzwischen anderweitig sein Schäfchen auf's Trockne gebracht und zwar in Gestalt der jungen, schönen und reichen Witwe Geneviève Madeleine Lévêque, mit welcher unser glücklicher Glücksritter im April 1768 sich verheirathete. Leider hielt auch diese Ehe nicht vor. Denn nachdem Madame Beaumarchais ihrem Gemahl einen Sohn geboren hatte, starb sie schon im November von 1770 im Kindbett und das Kind folgte ihr zwei Jahre später ins Grab. Die Neuigkeitsjäger zischelten, Beaumarchais

---

1) Noch gröber heißt es in einer gleichzeitigen Satire von Palissot: —

„Beaumarchais, trop obscur, pour être intéressant,
De son dieu Diderot est le singe impuissant.“

habe seine Frau vergiftet, um sie zu beerben. Eine ganz lächerliche Verleumdung, um so mehr, da ja der größere Theil des Vermögens der Verstorbenen aus lebenslänglichen Renten bestanden hatte. Aber werft dem Pöbel, dem vornehmen wie dem niedrigen, das Dümmste hin, er wird stets begierig darnach schnappen. Ganz in der Ordnung also, daß die zahlreichen Feinde unseres Parvenu, welcher, so wie er war, zahlreiche Feinde haben musste, später denselben der öffentlichen Meinung nicht ohne Erfolg als einen „Giftmischer“ signalisiren konnten. Denn was ist leider nur allzu häufig die öffentliche Meinung? Ein altes Weib, dessen Kopf ein Kehrichtfaß voll Afterglauben, Urtheilslosigkeit und Bosheit.

4.

Bislang, d. h. bis zum Tode seiner zweiten Frau, konnte der Lebenslauf des Uhrmacherssohns aus der Straße Saint-Denis wohl eine stetig aufsteigende Spirallinie heißen. Nun aber schien es mit dem Aufsteigen zu Ende zu sein. Dickes Gewölke des Missgeschickes umhüllte den Weg unseres Glücksritters und heftiger Strichregen des Aergernisses schlug ihm ins Gesicht. Aber der Mann hatte scharfsichtige Augen, ein gesundes Knochengestell, eine kräftige Lunge und eine Seele voll stählerner Springfederkraft. Solche dauerhaft und elastisch gebaute Sterbliche können fallen; aber sie fallen nie auf den Kopf, sondern katzengleich stets auf die Beine, und sie lassen sich durch einen so gelegentlichen Sturz keineswegs abschrecken, die Kletterung nach Fortuna's Stangenspitze abermalen zu beginnen.

Im Jahre 1771 war die Lage von Beaumarchais keine liebliche. Seine junge, schöne, reiche Frau todt, sein Ruf als dramatischer Autor nicht sehr viel über oder gar unter dem Strich, sein Privatcharakter hässlich verdächtigt.

Dazu nun kam ein Proceß, welcher angestrengt wurde, um ihn zu entehren und ökonomisch zu ruiniren. Diese Gefahr aber rief in Beaumarchais den Proceßkünstler wach, wie es einen solchen niemals wieder gegeben hat, und als der erste Proceß einen zweiten zeugte, diente derselbe nur dazu, die ganze Genialität, alle die Talente unseres Mannes zur höchsten Kraftäußerung zu steigern, zu einer vielseitigen Thätigkeit, mittels welcher er zu einem höchst bedeutenden Vermögen gelangte und zu einem so glänzenden Rufe, daß er für eine Weile der berühmteste und populärste Mann seines Landes und seiner Zeit gewesen ist.

Der Gönner und Kompagnon von Beaumarchais, Paris du Verney, starb hochbejahrt im Juli 1770 mit Hinterlassung eines Vermögens von 1,500,000 Francs, dessen Erbe einer seiner Großneffen, der Graf de la Blache, war. Diesem war die Freundschaft, welche sein Großoheim für Beaumarchais gehegt, stets ein Dorn im Auge gewesen, und da unser Emporkömmling wohl wusste, was er bei Gelegenheit von dem Herrn Grafen zu erwarten haben würde, hatte er Sorge getragen, mittels eines im April 1770 abgeschlossenen Vertrages seine geschäftlichen Beziehungen zu Herrn du Verney in aller Form zu ordnen, d. h. zu klarem Abschlusse zu bringen und das beiderseitige Soll und Haben festzustellen. In der ganzen Sache hat sich Beaumarchais, das musste jedes unbefangene Auge sofort erkennen, durchweg rechtlich und ehrenhaft benommen. Aber der Herr Graf de la Blache pflegte von dem Kompagnon seines Verwandten zu sagen: „Je hais cet homme comme un amant aime sa maitresse!“ und war daher, sobald sein Großoheim die Augen geschlossen hatte, wüthend darauf aus, Vernunft und Recht beiseite zu setzen, um seinen Haß zu befriedigen. Er begnügte sich nicht, Beaumarchais wegen der Zahlung von 139,000 Livres, welche derselbe angeblich seinem verstorbenen Großoheim noch schuldig gewesen sei, zu belangen, sondern zog den Gehassten auch wegen angeblicher Fälschung des Rechnungsabschlusses vom April 1770 vor Gericht. Der Proceß

währte für jene Zeit nicht allzulange, nämlich nur acht Jahre, und wurde im Juli 1778 in dritter und letzter Instanz durch das Parlament der Provence vollständig zu Gunsten von Beaumarchais entschieden, dessen Gegner vergebens alle Mittel vornehm-nichtswürdiger Kabale in Bewegung gesetzt hatte und schließlich mit allen seinen Forderungen abgewiesen, außerdem aber zur Bezahlung der Proceßkosten und zur Entrichtung von 12,000 Francs an seinen Widerpart „pour raison de calomnie“ verurtheilt wurde.

Inmitten der Trubel dieser Procedur fand unser zu Handen seiner Richter unermüdlich „Mémoire“ auf Mémoire loslassender Proceßkünstler Zeit und Stimmung, seinen „Barbier von Sevilla“ zu entwerfen und auszuführen. Zu seinem Schaden hat er auch Zeit und Stimmung noch zu anderem gefunden. Nämlich zu einem Liebeshandel mit der hübschen und pikanten Mademoiselle Ménard, einer Komödiantin vom Theater Français. Derartige Damen, wohl wissend, was für ein zerbrechlich Ding ihre Tugend, haben die vorsichtige Gewohnheit, lieber zwei oder mehrere Hüter und Schützer besagter Zerbrechlichkeit anzustellen als nur einen, und daher kann es nicht überraschen, daß Mademoiselle neben ihrem „väterlichen Freunde“ Beaumarchais noch einen jungen Grandseigneur, den Duc de Chaulnes, mit besagtem Hüteramt betraut hatte. Der Duc war seiner Pflicht eine Weile sehr eifrig nachgekommen und hatte seine schöne Schützlingin unter anderem auch mit einem Töchterlein beschenkt. Dann war der bizarre Mensch des Handels müde geworden; aber kaum hatte ihn Beaumarchais auf seinem Posten abgelös't, als er auf den Einfall kam, es sei eine Schmach, von einem „Roturier“ verdrängt worden zu sein, und folglich müsste er den Eindringling umbringen. Beaumarchais' trefflicher Biograph Loménie vergleicht die beiden Nebenbuhler mit den homerischen Helden Ulysses und Ajax; allein alle seine Vielgewandtheit vermochte unsern Caron-Ulysses nicht davor zu bewahren, von dem brutalen Chaulnes-Ajax tüchtig durchgeprügelt zu

werden. Zwar gab Beaumarchais, als ihm Donnerstags den 11. Februar von 1773 ein guter Freund meldete: „Le duc vous cherche pour vous tuer —“ lachend zur Antwort: „Il ne tuera que ses puces“. Aber noch in derselben Stunde überfiel der wüthende Ajax seinen Mithüter komödiantischer Tugend, überfiel denselben im Louvre, allwo Beaumarchais gerade dem „Tribunal conservateur des plaisirs du roi“ würdevoll vorsaß, überschüttete den Gegner mit Verbal- und Real-Injurien, verfolgte ihn nach Hause, würgte, zerbläute und zerraufte ihn, schund ihm mit seinen herzoglichen Nägeln das Gesicht, kurz, führte sich wie ein besoffener Matrose oder wie ein Kurfürst von Hessen auf. Es ist halb mitleidswerth und halb lächerlich anzusehen, wie der Misshandelte in dieser kläglichen Situation sich verhält. Man erkennt, wie in ihm die Wuth des Gentleman mit dem Respekt des Plebejers vor einem Herzog und Pair von Frankreich kämpft. Die Wuth trug es freilich über den Respekt soweit davon, daß er dem pöbelhaften Angreifer gleiches mit gleichem vergalt und, wie er in seinem über dieses Abenteuer an den Polizeilieutenant Sartines gerichteten Mémoire berichtete, „mit aller Kraft seines Armes dem Herzog einen Faustschlag mitten ins Gesicht versetzte“. Herbeigerufene Polizeimannschaft riß endlich die homerischen Zweikämpfer auseinander und unser geprügelter und zerraufter Ulysses besaß Elasticität genug, eine auf den Abend dieses Unglückstages angesetzte Vorlesung seines „Barbier von Sevilla“ nicht zu versäumen und einer zahlreichen Versammlung sein Stück mit Geist und Feuer vorzutragen.

Aber der leidige Handel war damit noch nicht zu Ende. Der Duc de Brillière, Minister des königlichen Hauses, und das Tribunal der Marschälle von Frankreich, vor welchem Streitigkeiten zwischen Edelleuten — und Beaumarchais war ja, wie wir wissen, „en vertu de sa quittance“ ein solcher — zur Verhandlung kamen, mischten sich darein. Der Duc de Brillière belegte Beaumarchais mit Hausarrest, bis der König in der Sache seinen Willen kundgethan hätte.

Der Gerichtshof der Marschälle aber citirte den Arrestanten, ließ sich von demselben unschwer überzeugen, daß die Schuld des ganzen Skandals nicht auf ihm, sondern auf dem Duc de Chaulnes läge, schickte daraufhin diesen Grandseigneur mittels einer Lettre de Cachet ins Fort von Vincennes und erklärte den Hausarrest Beaumarchais' für aufgehoben. Allein der Minister des königlichen Hauses, erbos't, daß ein Tribunal es gewagt, „im Namen des Königs" einen Arrest aufzuheben, welchen er, Monseigneur le Duc, „im Namen des Königs" verhängt hatte, schickte, immer „im Namen des Königs", den armen Beaumarchais als Gefangenen ins Fort l'Evêque. Eine hübsche Probe, fürwahr, der Justizpflege des Ancien Régime! Nach einer völlig willkürlichen Haft von zwei Monaten und einem halben verfügte der Minister die Freilassung des Vergewaltigten, welcher gerade damals seinen gegen den Grafen de la Blache geführten Proceß in erster Instanz gewonnen hatte, jedoch in Folge der Appellation, welche sein Gegner einzulegen eilte, gänzlichem Ruin nahegebracht wurde. Aber mit wunderbarer Energie erhob er sich über die Gefahr und entzündete aus den Mauern seines Gefängnisses hervor ein Feuer, dessen Glanz und Glut ganz Frankreich in Staunen und Bewunderung versetzte und welches eins der gehässigsten und gehasstesten Institute der Willkürherrschaft vernichtete, jenes „Parlement Maupeou", welches auf Betreiben des Kanzlers dieses Namens und auf Andrängen der Haupt- und Staatsmaitresse Dubarry Ludwig der Fünfzehnte kraft Edikts vom 7. December 1770 gewaltsam an die Stelle der alten Parlemente des Reiches gesetzt hatte.

Von unserem Proceßkünstler, welcher jetzt im Begriffe, ein superlativischer zu werden, war in Erfahrung gebracht worden, daß der Rath Goëzman in dem in zweiter Instanz vor den pariser Parlementshof gebrachten Processe Blache contra Beaumarchais das Referat habe, und zugleich auch, daß besagter Parlementsrath in zweiter Ehe eine junge und hübsche Frau geheiratet hätte, welche zu sagen pflege: „Es ist unmöglich, von unserer Besoldung anständig zu

leben; aber wir verstehen uns darauf, die Hühner zu rupfen, ohne sie gackern zu machen.“ Diese anstellige Frau Räthin und Rupferin glaubte, als Beaumarchais sich mit ihr in geschäftliche Beziehungen gesetzt hatte, sonder Zweifel, ein geduldig und stumm stillhaltendes Huhn unter den Händen zu haben; aber — o Schreck! — statt eines derartigen Huhns war es ein Hahn höchster Potenz, ein Kampfhahn ohnegleichen, der mit dem Geräusche seines Flügelschlages ganz Paris erfüllte, mit seinem metallenen Kickericki ein ganzes Volk wachkrähte und das alles um lumpiger 15 Louisd'or willen!

Beaumarchais hatte vergebens eine Audienz bei dem Referenten seines Processes zu erhalten gesucht. Da bedeutete man ihn, Herr Goëzman werde zugänglicher sein, so der Audienzbegehrer der Frau Räthin zuvor ein Geschenk im Werthe von 200 Louisd'or gemacht hätte. Unser gelehriger Freund ließ sofort der Dame 100 Louisd'or und eine gleichviel werthe, weil mit Diamanten besetzte Uhr zukommen. Sie forderte noch weitere 15 Louisd'or für den Sekretär ihres Herrn Gemahls, wie sie sagte. Beaumarchais gab auch diese Summe noch, wogegen Madame versprach, die 100 Louisd'or und die Uhr zurückzugeben, so der freigebige Mann seinen Proceß verlöre. Der Sekretär jedoch sollte in jedem Falle seine 15 Goldstücke behalten. Nach diesen Präliminarien erhielt Beaumarchais eine Audienz bei Herrn Goëzman und — zwei Tage nach dieser Audienz verlor er seinen Proceß durch Parlementsspruch. Dies war ein Schlag, welcher ihm Ehre und Vermögen zugleich zu vernichten drohte, und sogar *seine* Elasticität schien einen Augenblick dadurch gebrochen. Aber sie bewährte auch jetzt ihre Federkraft und wir sehen den seltenen Mann dem Sturme, welcher ihn zu entwurzeln droht, eine muthige Stirn entgegenkehren.

Wunderlicher Weise war es ein verschwindend kleiner Nebenumstand in diesem ganzen Handel, welcher für Beaumarchais zur Basis ward, auf welcher stehend er ein welthistorisches Plaidoyer anhob. Madame Goëzman hatte ihm

gewissenhaft die 100 Goldstücke und die Diamantenuhr zurückgestellt; er aber, in seiner Erbitterung über den Verlust seines Processes, in seiner Ueberzeugung, daß Goëzmans Referat nur darum zu seinen Ungunsten gelautet, weil der Graf de la Blache der Frau Referentin mehr geboten, verlangte auch noch die 15 Louisd'or zurück, welche, wie er erlickert hatte, aus der Tasche von Madame keineswegs in die des Sekretärs übergegangen waren. Die Zurückgabe wird verweigert. Der Kampfhahn beginnt die Flügel zu rühren und den Schnabel zu wetzen. Madame leugnet, die 15 Goldstücke jemals empfangen zu haben. Ein erstes drohendes Kickericki vonseiten des Hahns, worauf der Herr Parlementsrath in tugendhafter Entrüstung über die Verunglimpfung seiner liebenswürdigen Frau Gemahlin beim Parlement eine Verleumdungsklage gegen Beaumarchais anstrengt. Daß dieser Gerichtshof, so wie er war — das „Parlement Maupeou“ — seinem Mitglied Goëzman unter allen Umständen gegen den Angeklagten rechtgeben würde, verstand sich von selbst. Aber einerlei, unser Vielgewandter fühlt angesichts dieser Gefahr zum erstenmal seinen Genius ganz und voll und so setzt er sich hin und schleudert seine weltberühmten vier „Mémoires“ aufs Papier, aus logischer Schärfe, unwiderleglicher Beweiskraft, blitzender Ironie und schmetternden Donnern der Beredsamkeit gewobene Offenbarungen der polemischen Muse, die kaum ihresgleichen haben. Die bewunderungswürdigste Kunst des unvergleichlichen Proceßkünstlers aber war d i e s e, daß er sich vom Privatangeklagten zum Staatsanwalt seiner Nation aufschwang, zum Geist und Feuer sprühenden Rächer der von der französischen Justizpflege hunderttausendfältig geschädigten und geschändeten Gerechtigkeit, zum unwiderstehlichen Zermalmer des aus Lug und Trug, aus Erpressung und Grausamkeit zusammengeschwindelten Justizgebäudes der guten alten frommen Zeit. Das Aufsehen, welches die beaumarchais'schen Streitschriften erregten, war ungeheuer: sie sind in Wahrheit ein Ereigniß gewesen, nicht allein für Frankreich, sondern für ganz Europa. Es wurde darin

einer der wichtigsten Grundsätze des modern-humanen Staatsrechts, die Gleichheit der Staatsbürger vor dem Gesetze, siegreich durchgefochten.

Natürlich hinderte dies alles das Parlement Maupeou nicht, den kühnen Plaideur, dessen Sache seine Landsleute und Zeitgenossen mit Fug „la cause de la nation“ nannten, zu verurtheilen, und es scheint, daß Beaumarchais auf den Fall hin, daß er zum Prangerstehen verurtheilt würde, den Entschluß gefasst hatte, diesem Aeußersten durch Selbstmord zu entgehen. Der Urtheilsspruch erging am 26. Februar 1774. Das Parlement verurtheilte Madame Goëzman zum „Blâme“ und zur Wiederherausgabe der 15 Louisd'or. Herr Goëzman ward „hors de cour“ erklärt, eine mildere Form der Blâme-Erklärung. Der Arme wurde dadurch genöthigt, seinem Amte zu entsagen, und verlor sich in Dunkelheit, aus welcher er nur noch einmal flüchtig auftauchte, am 7. Thermidor von 1794 mit einem unendlich viel besseren Mann, als er selber war, mit André Chénier auf einem Karren zur Guillotine fahrend. Aber auch Beaumarchais ward verurtheilt, geradezu verdonnert; denn gegen ihn erging die Sentenz: „La cour te blâme et te déclare infame“ — was soviel hieß wie: Du bist unfähig, irgendein öffentliches Amt zu bekleiden, du bist bürgerlich ehrlos. Wie Paris dieses Urtheil werthete, diese Ehrloserklärung des Führers der „Sache der Nation“ aufnahm, zugleich aber auch, wie schon damals ein Theil der französischen Aristokratie zum oder vielmehr gegen das Ancien Régime stand, kann schon die eine Thatsache zeigen, daß am Tage nach der Urtheilsfällung zwei Prinzen von Geblüt, der Herzog von Chartres und der Prinz von Conti, dem „Blamirten“ zu Ehren ein glänzendes Fest veranstalteten. In seinem Einladungsschreiben hatte der letztgenannte Grandseigneur zu Beaumarchais gesagt: „Wir sind aus einem sattsam guten Hause, um Frankreich zu zeigen, wie es einen so großen Bürger, der Sie sind, ehren soll.“ War das nicht auch schon wiederum ein Stück Revolution?

Das Parlement Maupeou ist an der Todeswunde

gestorben, welche ihm Beaumarchais' Feder geschlagen. Dasselbe aufzulösen und die früheren Parlemente wiederherzustellen, ist bekanntlich eine der ersten Regierungshandlungen Ludwigs des Sechszehnten gewesen. Nun war für unseren „Blamirten“ die Zeit gekommen, sich entblamiren zu lassen. Noch bevor das Jahr 1775 zu Ende, wurde durch Entscheid des „Grand-Conseil“ des pariser Parlements das gegen ihn ergangene Urtheil, sowie die Entscheidung des Parlements Maupeou in Sachen De la Blache contra Beaumarchais für null und nichtig erklärt und der genannte Proceß an das Parlement der Provence zu Aix als an die letzte Instanz gewiesen. Dort erfolgte dann, wie schon erwähnt worden, im Juli 1778 der völlig zu Gunsten unseres Proceßkünstlers lautende endgiltige Spruch. Bevor ihm jedoch in dieser Weise seine Rehabilitation und sein Recht zu Theil ward, begegnet uns der „blamirte“ Proteus in einer neuen Rolle: — der Uhrmacher, Musiker, Küchenschreiber, Jagdgerichtspräsident, Duellant, Spekulant, Rührdramenschreiber und Parlement-Maupeou-Tödter wird diplomatischer Geheimagent Ludwigs des Fünfzehnten.

5.

In der Leidensgeschichte der unglücklichen — wenn auch keineswegs schuldlosen oder gar „engelreinen“ — Königin Marie Antoinette gibt es einen Umstand, welcher sehr geeignet ist, denkender Menschen Mitleid wachzurufen. Ich meine die bebende Angst, welche der Königin im November 1790 eingejagt wurde durch die Nachricht, daß „cette misérable créature“, die Halsbandgeschichte-Lamotte, aus England, wohin sie entflohen war, zurückkehren würde. Die Großen der Erde, falls dieselben Zeit hätten, Geschichte zu studiren, und Verstand genug, sie zu verstehen, könnten aus diesem Zittern der armen Königin, wie aus der ganzen

Halsbandprocedur und ihren Nachwehen, manches, sogar vieles lernen. Vor allem dieses, daß in der Stickluft des Despotismus, wie alles Gemeine und Schlechte, so auch die Verleumdung vortrefflich gedeiht und daß die Gewaltsamkeit, womit die freie Erörterung niedergehalten wird, mit Nothwendigkeit die Menschen dahin führt, von ihren Vergewaltigern selbst das Abenteuerlichste und Infamste als selbstverständlich mit Begierde zu glauben.

Unter den zahllosen Symptomen der unheilbaren und unaufhaltsamen Fäulniß des Ancien Régime trat als eines der bezeichnendsten der heimliche Krieg hervor, welchen Hof und Regierung gegen die oppositionelle, in England und Holland aufgestellte Presse, die häufig nur eine Schandpresse war, zu führen sich veranlasst sahen. In diesem Kriege ließ sich jetzt Beaumarchais verwenden und zwar zu Gunsten des scharlachenen Lasters, der Haupt- und Staatsmetze Dubarry. Von einem Proteus kann man natürlich nicht verlangen, daß er ein Charakter sei, und unser Mann hat auch nie den Anspruch erhoben, ein solcher zu sein. Trotzdem dürfen wir billig vermuthen, daß es wenigstens seinem Reinlichkeitssinne keine geringe Selbstüberwindung gekostet haben müsse, sich mit der ihm aufgegebenen schmutztriefenden Mission zu befassen. Er hatte aber kaum eine andere Wahl. Nach seiner Verdonnerung durch das Parlement war dem Blamirten par ordre du mufti absolutes Stillschweigen auferlegt worden, wodurch es ihm rein unmöglich gemacht war, an seiner Rehabilitation zu arbeiten. In diesem unerträglichen Zustande befand er sich, als ihm der König durch seinen ersten Kammerdiener De la Borde sagen ließ, er könnte, so er wollte, seine Entblamirung verdienen. Schwerlich dürfte im Jahre 1774 ein Franzos oder überhaupt ein Mensch gelebt haben, welcher unter diesen Umständen nicht mit Beaumarchais geantwortet hätte: „Ich stehe Sr. allerchristlichsten Majestät zu Befehl."

Es lebte damals ein französischer Industrieritter niedersten Grades, Théveneau de Morande, in London und zwar lebte er von dem Skandal, welchen er in Form von

Libellen nach Frankreich hinüberschmuggelte, — ein zu jener Zeit, wie männiglich weiß, überhaupt sehr schwunghaft betriebenes Geschäft. Eines Tages erhielt Dame Dubarry vonseiten dieses Biedermannes die briefliche Anzeige, daß er demnächst ein Buch, dessen Heldin Madame wäre, veröffentlichen werde unter dem anziehenden Titel: „Mémoires secrets d'une femme publique“. Aufgestürmt durch die also Bedrohte, verlangte Sultan Ludwig vom englischen Kabinette die Auslieferung des Libellisten. Die Regierung des Urlandes der Heuchelei gab zur Antwort: Wir können den Kerl nicht öffentlich ausliefern, weil das gegen Gesetz und Brauch Altenglands verstößt; wenn aber Se. allerchristlichste Majestät im Geheimen eine Truppe Policisten herüberschicken und den Lumpenhund heimlich aufheben und entführen lassen will, werden wir dazu beide Augen zudrücken. Auf dies hin schickte der französische Polizeiminister wirklich in aller Heimlichkeit die gehörige Anzahl von Policisten nach London. Allein der schlaue Morande, welcher in Paris seine Korrespondenten besaß und zwar in hohen Gesellschaftsregionen, hatte Wind bekommen, signalisirte die bevorstehende Ankunft seiner Entführer in spe geräuschvoll dem englischen Publikum und so sahen die Sendlinge der pariser Polizei ihr Unternehmen nicht nur zum voraus vereitelt, sondern entgingen auch nur mit höchster Noth der Gefahr, vom londoner Pöbel in die Themse geworfen zu werden. Stolz auf diesen Erfolg, beeilte Morande den Druck seiner Denkwürdigkeiten der Dubarry und bald lagen 3000 Exemplare zur Versendung nach Frankreich über Holland und Deutschland bereit. Inzwischen war Ludwig der Fünfzehnte auf den Gedanken gekommen, in Güte mit dem gefürchteten Pamphletisten zu verhandeln und mit dieser Verhandlung unsern vielgewandten Blamirten zu betrauen. Beaumarchais übernahm den Auftrag, ging im März von 1774 unter dem Namen Ronac (Anagramm von Caron) nach London, wusste sich mit dem ebenso misstrauischen als pfiffigen Morande in Beziehung zu setzen und von demselben zu erlangen, was

der König wünschte. Die Handschrift und die 3000 gedruckten Exemplare des Libells wurden in der Nähe von London in einem Kalkofen verbrannt und es kostete diese Operation 20,000 Francs, welche aus der französischen Staatskasse zur Vergütung an Morande sofort bezahlt wurden, sowie ferner alljährlich 4000 Francs, welche lebenslängliche Rente sich der wohlerfahrene Arbeiter im Unkraut des Aergernisses ausbedungen hatte. Man sieht, das französische Volk hatte den Schutz des „guten" Rufes der Scharlachenen ganz anständig zu honoriren; denn, wohlverstanden, Monsieur Morande bezog auch noch unter der Regierung Ludwigs des Sechszehnten seine Jahresrente. Im übrigen muß man Beaumarchais bezeugen, daß er seine schmutzige Mission möglichst säuberlich vollzog, indem er sich weigerte, dem Ansinnen des Duc d'Aiguillon, welcher damals gemeinsam mit der Staatsmetze Frankreich regierte, zu entsprechen, dem Ansinnen, die Korrespondenten und Korrespondentinnen Morande's zu erlickern und zu verrathen. Die Worte, welche er hierüber später an Ludwig den Sechszehnten schrieb, gereichen ihm sicherlich zur Ehre: — „Trop heureux de parvenir à supprimer ces libelles sans en faire un vil moyen de tourmenter sur des soupçons tous les gens qui pourraient déplaire, je refusai de jouer le rôle infame de délateur, de devenir l'artisan d'une persécution peut-être générale et le flambeau d'une guerre de bastille et de cachots."

Als Beaumarchais nach Paris zurückeilte, um den Lohn seiner erfolgreichen Mühwaltung zu empfangen, d. h. seine Rehabilitation, fand er den König todt und dessen Enkel und Nachfolger sehr geneigt, von seiner so eben bewährten Geschicklichkeit im Fache der geheimen Agentur ebenfalls Gebrauch zu machen. Demzufolge finden wir unsern Unermüdlichen im Jahre 1774 noch einmal auf dem Wege nach London, um die von dorther drohende Veröffentlichung eines Pamphlets zu hintertreiben, welches unter dem Titel: „Avis à la branche espagnole sur ses droits à la couronne de France, à défaut d'héritiers"

— erscheinen sollte und dessen vergiftete Spitze gegen die junge, damals noch kinderlose Königin Marie Antoinette gerichtet war, welche gleich ihrem Gemahle dadurch höchlich beunruhigt wurde[1]). Ausgestattet mit einem Attest von der Hand Ludwigs des Sechszehnten, ward Beaumarchais beauftragt, den Autor ausfindig und stumm zu machen. Nicht mit Dolch und Gift, aber mit Geld. Der Autor war ein italischer Jude, Angelucci, und Beaumarchais wurde um den Preis von 36,000 Francs richtig mit demselben handelseinig. Allein der verschmitzte Sohn Israels suchte unsern Vielgewandten zu überlisten und nach Empfang der genannten Summe, sowie nach Verbrennung von 4000 Exemplaren seines Machwerks, dasselbe dennoch in die Oeffentlichkeit zu bringen. Die energische Vereitelung dieses Unterfangens wurde für Beaumarchais zu einer ganzen Reihenfolge von Abenteuern, die ihn, immer auf der Fährte des Halunken von Juden, von London nach Amsterdam, von Amsterdam nach Nürnberg, von Nürnberg nach Wien führten, wo er, in höchster Aufregung, im Wundfieber — denn er ist unterwegs bei einem tapfer bestandenen Raubanfall verwundet worden — die Kaiserin Maria Theresia bestürmte, den Schuft von Angelucci, den Verleumder und Beschimpfer ihrer Tochter, an Frankreich auszuliefern. Der patriarchalischen Despotin kam aber der in die Hauptstadt Oestreichs hereingeschneite Stürmer und Dränger selbst höchst verdächtig vor und sie fand es bedenklich, daß „so ein Mensch“ überhaupt mit den Angelegenheiten der Königin von Frankreich sich zu schaffen machte. Die Folge davon war, daß der arme Beaumarchais einen ganzen Monat lang als Gefangener in Wien zurückgehalten wurde, bis

---

1) Wahrscheinlich bezog es sich auf das in Rede stehende Libell, wenn Marie Antoinette in einem aus Choisy vom 8. Oktober 1775 datirten Brief an ihren Bruder Joseph äußerte: — „L'année dernière le roy et moy nous avons été mis sur la voie d'abominables libelles préparés contre moy et encore mouillés de la presse. On a découvert que c'étoit une spéculation de fripon qui nous donnoit à nous même ce dont il étoit l'anteur.“

man sich aus Paris Aufschluß über ihn verschafft hatte. Dies geschehen, ließ man ihn laufen und die Kaiserin bot ihm zum Abschied ein Geschenk von 1000 Dukaten, welches anzunehmen er stolz verweigerte, wie er denn auch vom französischen Hofe keine Bezahlung seiner Dienste in diesen Libell-Sachen weder forderte noch empfing, einzig und allein um seine Rehabilitation arbeitend. Trotzdem verursachte die Unterdrückung der Pamphlete Morande's und Angelucci's, welche mitsammen keinen Franc werth waren, der französischen Staatskasse eine Ausgabe von 172,000 Francs, zu einer Zeit, wo der Staatsbankerott schon vor der Thüre stand. Und noch immer gibt es „Historiker", welche schamlos genug sind, die Finanz- und sonstige Lotter- und Luder-Wirthschaft des Ancien Régime schönfärben zu wollen!

Es liegt im Wesen der diplomatischen Geheimagentschaft, ja, wie Wissende wollen, auch der öffentlichen Diplomatik, mit Anrüchigem häufig sich befassen zu müssen. Ist doch die genialste Denkerin, welche Deutschland bislang hervorgebracht hat, soweit gegangen, zu prophezeien, im Wörterbuch der Menschheit werden Diplomat und Schurke dereinst gleichbedeutend sein. In Erwartung dieser paradiesischen Zukunft sagen wir, daß unser Geheimagent zunächst allerdings noch ein weiteres missduftendes Geschäft abzuthun hatte, eine Unterhandlung mit dem bekannten Chevalier d'Eon, welcher von Ludwig dem Fünfzehnten in den schmutzigen Kanälen seiner Privat-Diplomatie verwendet und gezwungen worden war, sich als Weib zu verkleiden, jetzt aber von London aus mit Drohungen und Forderungen der Regierung Ludwigs des Sechszehnten äußerst unangenehm sich machte [1]). Nachdem es Beaumarchais

1) Im Vorbeigehen sei das wenig bekannte Kuriosum erwähnt, daß ein gewisser Gaillardet zur Erklärung der gezwungenen Verkleidung d'Eons die tolle Hypothese aufgebracht hat, König Georg der Dritte habe eines Tages seine Frau, die Königin Sophie Charlotte, mit dem Chevalier in flagranti ertappt. Die Königin, welche durch d'Eon Mutter Georgs des Vierten geworden, habe, unterstützt von ihrem Leibarzte, ihrem bekanntlich sehr bornirten Gemahl weiszumachen ge-

gelungen war, dem alten Abenteurer, der so vielen Lärm in der Welt gemacht, den Mund zu stopfen — das Stopfungsmaterial waren 120,000 Livres — wurde ihm endlich der sehnsüchtig begehrte und wohlverdiente Lohn zu Theil, seine schon gemeldete feierliche Entblamirung und Rehabilitation (September 1776). Also wieder ein „ehrlicher“ Mann in den Augen von aller Welt, ging der Sieur Caron de Beaumarchais frisch daran, die diplomatische Gewandtheit, welche er sich erworben, in einer ehrenhafteren Region zu erproben als dort, wo die Morande und Angelucci und d'Eon sich umtrieben.

6.

Beaumarchais'sche Beweglichkeit kann sich jedoch nicht begnügen, nur eine Sehne am Bogen zu haben. Hände, welche gebaut sind wie die unseres Mannes, fassen immer rechts und links an und bewältigen spielend die verschiedenartigsten Sachen zur gleichen Zeit. Das ist ein rastloses Agiren, Spekuliren, Processiren und dazu noch ein Dramatisiren, kraft dessen der „Barbier von Sevilla“ am 23. Februar 1775 in Scene geht, nachdem es seinem Verfasser unsägliche Mühe gekostet hat, das Stück durch die Censur zu bringen, obgleich den demokratisch-revolutionären Grundgedanken desselben keiner der Herren Censoren witterte. Vielleicht, daß dieser Gedanke unserem Komöden selber nicht zu klarem Bewusstsein gekommen. Aber vorhanden war er und zwar in dem bedeutungsvollen Umstand, daß der

---

wusst, der Chevalier sei ein Weib. Der König habe darüber bei Ludwig dem Fünfzehnten Erkundigung eingezogen und der letztere, um die Königin zu schonen, die Angabe derselben bestätigt, zugleich aber zur Aufrechterhaltung der Fabel den Chevalier gezwungen, beständig Frauenkleider zu tragen.

Barbier Figaro, ein auf der untersten Leitersprosse der socialen Hierarchie stehender Mensch, in dem Drama die Hauptrolle innehat und dieselbe in einer Weise durchführt, welche klärlich darthut, wie unendlich er den Standespersonen, die er gängelt und leitet, überlegen sei. Es heißt, wenigstens Urtheilsfähigen gegenüber, nicht zu viel behaupten, wenn man sagt, daß Figaro's Auftreten auf der Theaterbühne die symbolisch-prophetische Antecipation vom nahebevorstehenden Auftreten des Volkes auf der Weltgeschichtebühne gewesen sei.

Der Zudrang zur ersten Aufführung war ein beispielloser; aber das Stück missfiel und La Harpe gab darüber das strenge Verdikt ab: „Es hat zu viel von einer Posse, seine Weitschweifigkeiten haben Langeweile, seine schlechten Spässe Widerwillen, seine schlechten Sitten Entrüstung erregt." Aber Beaumarchais, längst gewöhnt, seine Erfolge der Welt zu entreißen, gab seinen Barbier nicht so leicht verloren. Am 23. Februar durchgefallen, erschien die Komödie, abgekürzt und wie mit Dampfkraft umgeschmolzen, schon am 25. zum zweitenmal auf den Brettern. Am 26. schrieb Frau Du Deffand an Horaz Walpole: „Gestern war ich in der Komödie von Beaumarchais, welche man zum zweitenmal gab. Bei der ersten Vorstellung ausgepfiffen, hatte sie gestern einen außerordentlichen Erfolg. Sie wurde beklatscht, daß die Wände des Sales hätten bersten mögen; sie wird bis zu den Wolken erhoben." Jetzt war die Stellung des Barbiers von Sevilla in der dramatischen Literatur Frankreichs entschieden. Seit dem Schöpfer des Tartuffe war kein Komöde mehr aufgestanden wie der Schöpfer des Figaro und diese Charakterfigur durfte auf dem social-politischen Gebiete ganz dieselbe Bedeutung ansprechen, welche auf kirchlich-religiösem dem Heuchler Molière's zukommt. Die Fabel des Stückes ist bekanntlich eine sehr alte Geschichte: — die Nasführung eines alten Gecken von Vormund, welcher seine schöne junge Mündel heiraten möchte. Aber die Behandlung dieses Stoffes ist so voll Kraft und Grazie, der Dialog funkelt

so prächtig von Geist, Witz und Bosheit, daß ein besseres Intrikenstück kaum gedacht werden kann.

Wunderlichst drängen und häufen sich die Kontraste, mitunter die grellsten, im Dasein unseres Mannes. Zur Zeit, wo er sich seiner Komödie halber mit Censoren, Kritikastern, Schauspielern und Schauspielerinnen herumbeißt, wird ihm die absonderliche Aufgabe gestellt, seinen sterbenden Gönner, den atheistischen Prinzen von Conti, zu überreden, mit den kirchlichen Sterbesakramenten sich versehen zu lassen. Der Verfasser des Barbiers von Sevilla in Gemeinschaft mit dem Erzbischof von Paris daran arbeitend, den „französischen Alkibiades“ — wie man den Prinzen nannte — „en bon chrétien“ sterben zu machen, d. h. demselben die Annahme der letzten Oelung aufzureden . . . ist das nicht eine der bizarrsten Scenen der tollschönen Tragikomödie jener Zeit? Und auch dies ist ein bizarrer Charakterzug derselben, daß nach dem Tode des französischen Alkibiades, welcher Mitglied der Akademie gewesen war, der gelehrte Direktor dieses Instituts, Monsieur Gaillard, dem Verstorbenen in öffentlicher Sitzung eine Lobrede hielt, deren Inhalt für uns ganz märchenhaft klingt. „Die Helenen, die Ariadnen und so viele andere haben, geblendet von seinem Ruhm, entzückt von seiner Anmuth, darnach verlangt, von ihm besiegt zu werden, und haben nicht ihre Niederlage, sondern nur seine Unbeständigkeit beklagt. Alle Schönen bevorzugten ihn und er bevorzugte alle.“ So leierte es noch lange weiter in der Lobpsallirung der Wüstlingschaft des Prinzen und dies geschah in feierlicher Versammlung des Instituts von Frankreich, als schon die Sturmglocken leise zu schwingen begannen . . . .

Die weltgeschichtliche Schicksalsironie hat es, wie jedermann weiß, gewollt, daß das in Frankreich auf die Neige gehende absolute Königthum der jenseits des Oceans erstehenden Demokratie aufhelfen musste. Daß und warum und wie der französische Hof mit den amerikanischen Rebellen gegen England gemeinsame Sache machte, ist sehr bekannt. Wenig dagegen in engeren und gar nicht in weiteren Kreisen,

daß in diesem ewig denkwürdigen Unternehmen Beaumarchais nicht nur einen Finger, sondern eine ganze Hand hatte, daß er eins der bedeutendsten Triebräder der widerenglischen Politik seines Landes, einer der eingreifendsten Bundesgenossen der Nordamerikaner, ja geradezu eine gegen Großbritannien kriegführende Macht gewesen ist.

Das wurde er aber erst im Verlaufe dieses „Geschäftes"; denn wir sehen ihn zuvörderst in seiner alten bescheidenen Rolle als geheimer Agent in dasselbe eintreten. Als solcher ist er im Auftrage des Grafen von Vergennes, welcher — einer der tüchtigsten Minister, die Frankreich jemals gehabt — zur Zeit die auswärtigen Angelegenheiten leitete, gegen den Herbst von 1775 zu wiederum nach London gegangen. Sein Auftrag war, das französische Kabinett über den Stand der englischen Parteien und ihre Stellung zur amerikanischen Frage genau zu unterrichten; daneben auch unauffällige Beziehungen mit den nach England hinübergeschickten Agenten der amerikanischen „Insurgenten" anzuknüpfen. Unser Proteus lös'te diese Aufgaben meisterlich. Durch einen alten Bekannten von Madrid her, Lord Rochford, wusste er sich einen Späherpfad in das Kabinett des englischen Premier, Lord North, zu bahnen, während er zugleich der vertraute Tischgenosse von Wilkes, damals Lordmajor von London, war und demnach mit der Opposition, welche bekanntlich die Sache der Amerikaner begünstigte, so zu sagen auf du und du stand. Schon im September von 1775 sandte er ein Mémoire an Ludwig den Sechszehnten, dessen Darlegungen schließlich also zusammengefasst waren: „Die Engländer werden ihrer Gegenbemühungen ungeachtet Amerika einbüßen. Der Streit ist hier in London noch heftiger entbrannt als drüben in Boston. Das Ende der Krisis wird ein Krieg mit Frankreich sein." Im Fortgang seiner Berichte an den König und an den Grafen Vergennes kommt Beaumarchais immer wieder auf diesen Gedanken zurück: — „Die Amerikaner werden triumphiren, aber man muß sie in ihrem Kampfe unterstützen; denn falls sie unterlägen,

würden sie sich gemeinsam mit den Engländern gegen uns kehren." Zunächst empfahl er, da Frankreich noch nicht zum Kriege gerüstet sei, geheime Unterstützungen der Rebellen in Form von Handelsgeschäften und seine Anschauung drang im französischen Kabinett allmälig durch.

Im Juni von 1776 finden wir den nach Paris Zurückgekehrten eifrig dabei, das von ihm vorgeschlagene eigenthümliche „Handelsgeschäft", kraft dessen die Amerikaner mit Waffen, Feldgeräthe und Munition versehen werden sollten, ins Werk zu setzen. Die französische Regierung griff dabei im geheimen dem kühnen Händler zunächst mit einer Million Francs unter die Arme und auf Vergennes' Betreiben mit einer gleichgroßen Summe der spanische Hof. Sofort begann Beaumarchais seine Unternehmungen, indem er, mit dem nach Paris gekommenen Agenten der Amerikaner, Silas Deane, in Verbindung getreten, Schiffe ankaufte, ausrüstete, bemannte und befrachtete, um den Rebellen drüben die nöthigen Kriegsmittel zuzuführen. Das Geschäft, anfänglich mit so geschickter Heimlichkeit betrieben, daß die argwöhnischen Engländer nichts merkten, nahm nach und nach große Verhältnisse an, und nachdem die Sachen so weit gediehen waren, daß Frankreich die Unabhängigkeit der Amerikaner anerkannte, ein Bündniß mit denselben schloß und England den Krieg erklärte, machte das Haus Beaumarchais den Seekrieg des Hauses Bourbon gegen das Haus Hannover förmlich mit. So zwar, daß das beaumarchais'sche Schiff „Le fier Rodrigue" von 60 Kanonen namentlich in dem Seetreffen auf der Höhe der Insel Granada, wo der französische Admiral D'Estaing den englischen Admiral Byron zum Rückzug zwang, tapfer zur Entscheidung mitwirkte.

Allein das weltgeschichtliche, zu Gunsten der Befreiung Nordamerika's unternommene und durchgeführte Handelsgeschäft hatte neben seiner glänzenden auch seine dunkle Seite. Zwar die Amerikaner waren nicht undankbar — in Worten. So hatte z. B. Silas Deane aus Paris an den leitenden Ausschuß des Kongresses der Vereinigten

Kolonien geschrieben: „Ich würde hier nie an's Ziel gekommen sein ohne die unermüdlichen, großmüthigen und geschickten Bemühungen des Herrn de Beaumarchais, welchem die Vereinigten Staaten mehr Dank schuldig sind als irgendeinem Menschen auf dieser Seite des Oceans." Unglücklicher Weise hatte unser Geschäftsmann nicht nur schön klingende Worte nöthig, sondern auch und mehr noch klingendes Geld. Gerade damit aber, d. h. mit der Anerkennung und Abzahlung des nach und nach bedeutend angewachsenen Guthabens von Beaumarchais wollten oder konnten die Amerikaner nicht herausrücken und sie brachten ihn dadurch gegenüber seinen heimlichen Kompagnons, d. i. gegenüber dem französischen und spanischen Hofe, nicht selten in die peinlichste Verlegenheit. Die Yankees haben bekanntlich gegen das Schuldenzahlen von jeher eine unbesiegliche Abneigung gehabt. Im April von 1781 anerkannte der Kongreß, daß er dem Sieur de Beaumarchais noch 3,600,000 Livres schuldete. Von dieser ganzen Summe hatte er i. J. 1787 noch keinen Franc erhalten, und als er endlich einen derben Heischebrief hinüberschickte, erhielt er die überraschende Antwort, daß „die Vereinigten Staaten ihm nicht nur nichts schuldig seien, sondern im Gegentheil er ihnen 1,800,000 Francs schulde." Auf die unablässigen Reklamationen vonseiten Beaumarchais' hin ließ sich der Kongreß i. J. 1793 wieder herbei, anzuerkennen, daß die Vereinigten Staaten ihrem Gläubiger in der That 2,280,000 Francs schuldeten; aber vom Bezahlen war auch jetzt keine Rede, obgleich Beaumarchais von der Dachkammer aus, welche er damals als Flüchtling in Hamburg bewohnte, flehentliche Vorstellungen an den Kongreß und an das amerikanische Volk richtete. Umsonst. Diesen Proceß hat der große Proceßkünstler nicht gewonnen, obzwar das Recht in wahrhaft schreiender Weise auf seiner Seite war. Er vermachte denselben seinen Hinterlassenen und die Familie Beaumarchais hat dann auch den Proceß noch volle 36 Jahre fortgeführt, bis zum Jahre 1835, wo ihr die Regierung der Vereinigten Staaten die Wahl

ließ zwischen 800,000 Francs oder nichts. Natürlich musste sie sich entschließen, die mit schnöder Rechtswidrigkeit und Undankbarkeit ihr angebotene Abfindungssumme zu wählen. Unendlich viel anständiger und gerechter als die Yankees handelte Ludwig der Sechszehnte gegen Beaumarchais, indem er diesem als Entschädigung für seine in dem amerikanischen Handelsgeschäft nachgewiesenermaßen erlittenen Verluste 2,275,625 Livres bewilligte, und dies noch dazu gerade zur Zeit, als der also Entschädigte seine „Hochzeit des Figaro“ auf die Bühne brachte.

Man muß bornirt sein wie ein glaubenseiniger Tiroler und servil wie ein deutscher Patent-Liebhaber, um nicht einzusehen, daß lange vor dem 23. Juni und dem 14. Juli 1789 die französische Revolution thatsächlich schon in raschem Gange war. Widerstandslos mit der Zeitströmung treibend machte der arme sechszehnte Ludwig mit seinen Maurepas, Vergennes, Turgot und Necker Revolution. Ein sehr lautredendes Zeugniß hierfür ist die vertrauliche Verbindung der Regierung mit dem Manne, welcher den Figaro geschaffen, das Parlement Maupeou todtgeblitzt, die Sache der amerikanischen Rebellen mit Wort und That höchst bedeutend gefördert und zum Ueberfluß so eben auch noch den ganzen Voltaire in 70 Bänden in 8 und in 92 in 12 herausgegeben hat.

Dieses letztere Unternehmen, vom Jahre 1779 datirend und während der Fortdauer des großen amerikanischen Geschäftes gleichsam so nebenher betrieben, war bei den damaligen Mitteln des Bücherdrucks und Bücherhandels ein wahrhaft kolossales, ein bis dahin beispielloses. Zu den technischen und ökonomischen Schwierigkeiten kam auch noch die weitere, daß nahezu die Hälfte der Werke des großen Spötters in Frankreich verboten war, was freilich nicht hinderte, daß die verpönten Voltaireismen in den herrschenden Klassen mit Wollust verschlungen und wieder verschlungen wurden. Ist es doch eine allgemein bekannte Thatsache, daß Parlementsräthe, während sie voltaire'sche Bücher zur Verbrennung durch Henkershand und Buch-

händler des Verkaufs dieser Bücher halber zur Einthürmung verdonnerten, dieselben verpönten Bücher als ihre Lieblingslektüre in ihren Taschen hatten. Selbstverständlich ließ sich Beaumarchais nicht in die Sache ein, bevor er sich einen Rückanhalt gesichert hatte, und zwar in der Person des damaligen Quasi-Premier, des alten Grafen von Maurepas, der bekanntlich ein entschiedener „Voltairien“ war und dem Unternehmen seinen und des Königs heimlichen Schutz zusicherte. Das steht unbestreitbar fest. Der gute Gudin, Beaumarchais' treuester Freund und begeisterter Denkwürdigkeitenschreiben, Gudin, welcher für unsern Freund das gewesen, was Spucknapf Boswell für Johnson war, mag das Faktum ein bischen zu sehr dramatisirt haben. Ihm zufolge erfuhr Beaumarchais, daß Katharina die Zweite vorhätte, eine Gesammtausgabe der Werke Voltaire's in Petersburg drucken zu lassen. (Es war dieses Vorhaben nur einer der bekannten, von Zeit zu Zeit mit Schall und Knall von der Zarin nach Europa hereingeworfenen liberalen Windstöße, losgelassen, um die französischen Schöngeister in dampfende Weihrauchpfannen umzudüpiren.) Beaumarchais rennt mit dieser Neuigkeit spornstreichs zum Grafen Maurepas nach Versailles. „Excellenz, welche Schmach für Frankreich, wenn ein vollständiger Voitaire zuerst bei den Barbaren von Russen erschiene!“ — „Allerdings eine Schmach. Aber was thun? Sie wissen, mein Lieber, ich bin eingeklemmt zwischen den Klerus und das Parlement, welche mitsammen nur allzusehr den Nachtvögeln gleichen, die sich über das Licht des Tages erbosen (qui, trop semblables aux oiseaux de la nuit, s'effarouchent à l'éclat du jour). Indessen, die Sache ließe sich vielleicht doch wagen; aber ich kenne in unserem Lande nur e i n e n Mann, welcher eines solchen Wagnisses fähig wäre.“ — „Wer ist der Mann, Herr Graf?“ — „Sie.“ — „Nun ja, ich bin der Mann dazu, aber falls ich mein Geld, meine Zeit und Arbeit an die Sache wage und Klerus und Parlement kommen dann her und lassen mir das ganze Unternehmen konfisciren, wie

dann?“ — „Hm, wissen Sie was? Wagen Sie frisch darauf los. Ich werde unter der Hand das Unternehmen schützen und verspreche Ihnen, daß auch der König — (den ich ja am Schnürchen habe, dachte der alte Voltairien in Parenthese) — Ihnen seinen Schutz angedeihen lassen soll.“

Daraufhin ging unser Vielgewandter tüchtig ins buchhändlerische Zeug. Er kaufte dem Buchhändler Panckoucke die im Besitze desselben befindlichen, handschriftlich hinterlassenen und bislang noch ungedruckten, übrigens nicht sehr bedeutenden Werke Voltaire's um 160,000 Francs ab, ließ aus England für 150,000 Livres prächtige Lettern kommen, kaufte drei Papiermühlen in den Vogesen und nahm vom Markgrafen von Baden das alte Schloß zu Kehl in Miethe, um daselbst eine großartige Druckerei zu errichten. Hier wurde also der Gesammt=Voltaire in 162 Bänden (Oktav= und Duodezausgabe zusammengezählt) und in einer 15,000 Exemplare starken Auflage gedruckt — die ersten Bände erschienen 1783 — und es galt nun, den weitaus größten Theil dieser Masse von Voltaireismus rheinüber und nach Frankreich hineinzuschmuggeln, was kaum möglich gewesen wäre, hätte die Regierung nicht offenkundig durch die Finger gesehen. Zwar war Voltairien Maurepas schon 1781 mit Tod abgegangen, zwar bliesen die Pfaffen die Posaunen des Fluches und rührten die verknöcherten Juristen=Oligarchen der Parlemente die Pauken der Verfolgung gegen die fluchwürdige Invasion Gesammt=Voltaire's in Frankreich; allein unser Ulysses=Buchhändler hatte sich beeilt, nach Maurepas' Tod zum nicht minder mächtigen Beschützer seines Unternehmens den Herrn von Calonne zu gewinnen, namentlich dadurch, daß er dem Bruder des Ministers, dem Abbé de Calonne, ausgesucht feine Diners gab. Im übrigen ist zu sagen, daß die Voltaire=Spekulation, vom Standpunkt des Geldsacks angesehen, eine verfehlte war. Die Leute bekamen es doch allmälig sehr satt, 70 oder gar 92 Bände Voltaireismen zu lesen oder gar zu kaufen, und Beaumarchais hatte nie mehr als 2000 feste Abnehmer. Seine Verluste bei

diesem Unternehmen sind daher enorme gewesen; allein er hatte dermalen weder Zeit noch Lust, sich viel daraus zu machen.

7.

Denn wie hätte unser Proteus, von jeher himmelweit entfernt von der Gemeinheit, das Geld als Selbstzweck anzusehen, sich groß um Geldverluste kümmern mögen zur Zeit, wo er, in eine wahre Glanzwolke von Berühmtheit eingehüllt, zur Zenithhöhe seines Daseins sich erhob? Ganz im Gegentheil! Um leichter emporzuschweben, warf er das Geld mit vollen Händen weg. Das will, prosaisch zu sprechen, sagen, daß Beaumarchais unter den vielen anderen Mitteln, welche er in Bewegung setzte, um seine „Hochzeit des Figaro“ auf die Bühne zu bringen, auch dieses anwandte, von zahlreichen Lumpen von Grandseigneurs und Petitemaitresses, von Literaten und Komödianten sich anpumpen zu lassen. In der That, es befanden sich unter seinen Schuldnern Prinzen und Pairs, welche ihm Kapitalien und Zinsen zwar nicht in Geld, aber doch in allerhand „guten Diensten“ zurückbezahlten. Ah, er war ein Staats- und Prachtmensch von Praktiker, unser Vielgestaltiger und Vielgewandter. Er wusste, was das „Eine Hand wäscht die andere“ zu bedeuten hat in dieser schmutzigen Welt, wo die großen und kleinen Erfolge errungen werden, — so errungen werden, daß fürwahr die Hände des Gewaschenwerdens sehr bedürfen.

Wohl, er hatte also inmitten seiner hundertfältigen Arbeiten als Privat- und Staatsspekulant, als kriegführende Macht, Proceßkünstler, Buchdrucker, Buchhändler und Voltaire-Schmuggler seine große Streitkomödie geschrieben: „Le mariage de Figaro“. Ein pulsirendes, explodirendes Ding von Lustspiel; eine Revolutionsbombe, mitten in die lüder-

lich-lustige Gesellschaft des Ancien Régime hineingeworfen, welche sich über das allerliebste Gesprühe und Geprassel dieser Höllenfeuerkomik zu Tode lachte. Ein Leichtfuß von Graf, welcher seinem Diener Figaro dessen Schätzchen abspenstig machen will, aber schmählich abgeführt, von dem Diener überlistet und unendlichem Gelächter preisgegeben wird — weiter nichts. Aber wie ist das in Handlung gesetzt! So, daß, wer sehende Augen hatte, auf dem Kopfe des triumphirenden Figaro schon die rothe Mütze erblicken, und wer hörende Ohren besaß, aus dem Hintergrunde der Bühne schon die Fallbeilschläge dumpf hervortönen hören konnte.

Gab es solche Augen und Ohren? Es scheint, und wunderlicher Weise scheinen sie in und an dem, wie man leider gestehen muß, etwas sehr schafsmäßig gebildeten Antlitz des armen sechszehnten Ludwig gesessen zu haben. Man kennt aus den Memoiren der Madame Campan die Scene, wo sich der nicht uneinsichtige Schwächling von König in Gegenwart der Königin von besagter Madame die seit dem Ende des Jahres 1781 handschriftlich umlaufende neue Komödie vorlesen ließ. Als die Vorleserin den Höhepunkt des Stückes erreicht, d. h. den berühmten Monolog Figaro's im fünften Akt, jenes prächtige Kriegsmanifest des Volkes gegen das Junkerthum, vorgetragen hatte, fuhr Ludwig los: „Das ist abscheulich! Dieses Stück soll niemals aufgeführt werden! Man müßte die Bastille zerstören, falls die Aufführung dieser Komödie keine gefährliche Inkonsequenz sein sollte. Dieser Mensch verhöhnt ja alles, was an einer Regierung zu respektiren ist.“ Worauf Marie Antoinette mit einer Betonung, welcher man anmerkte, daß sie „die Hochzeit des Figaro“ nicht ungern auf den Brettern sähe: „Also das Stück kommt nicht zur Aufführung?“ — „Nein, Madame, gewiß nicht! Sie können sich darauf verlassen . . .“ Ach ja, man konnte sich auf die Festigkeit des armen Schlosserlehrlings von König verlassen. „Nie soll dieses Stück aufgeführt werden!“ hatte er gesagt und, siehe, am 27. April 1784 wurde die Hoch-

zeit des Figaro auf der Bühne des Theater Français mit Pomp und Pracht und unerhörtem Halloh gefeiert.

Wir können es doch nur mit sehr gemischten Gefühlen mitansehen, welche Ränke und Schwänke, Kniffe und Pfiffe Beaumarchais in Bewegung setzen musste, um seine Komödie zur Darstellung zu bringen, — er, der so eben in den Unabhängigkeitskampf Amerika's werkthätig eingegriffen hatte, ein Mithandelnder in einem Drama gewesen war, welches — nur Schwachköpfe begreifen das nicht und nur gelehrte Lakaien können es zu leugnen versuchen — in seiner Gesammtwirkung eine unermessliche Wohlthat für die Menschheit. Wenn man aber den Eindruck empfängt, daß unser Mann aus dem historisch-heroischen Fache, in welchem er so eben mit Glück aufgetreten war, in das der Intrike herabgesunken, so kann man doch wieder nicht umhin, der Gewandtheit, Energie und Beharrlichkeit, womit er den Proceß Beaumarchais contra Ludwig den Sechszehnten führte, Bewunderung zu zollen. Es gelang ihm, wie jedermann weiß, die Frage: Aufführung oder Nichtaufführung der Hochzeit des Figaro? zu einer öffentlichen Angelegenheit, ja zu einer französischen Staatsfrage zu machen. Es bildete sich zu Gunsten der Darstellung des Stückes eine Verschwörung, an welcher Minister und Hofdamen, Prälaten und Parlementsräthe, Generale und Admirale, kurz, alle sich betheiligten, welche irgendwie zur „Gesellschaft" gezählt wurden. Und nicht etwa nur die Leichtfertigen und Zuchtlosen agitirten für den Figaro, nein, auch so anerkannt ehrsame und tugendhafte Personen wie die Prinzessin von Lamballe verlangten mit brennender Neugier, die Komödie in Scene gehen zu sehen. Es ist, entgegen der Angaben der Madame Campan, jetzt erwiesen, daß auch die Königin für die Aufführung Partei nahm, und ebenso, daß der Graf von Artois und andere Prinzen, daß die Herren Fronsac, Polignac, Vaudreuil und eine ganze Wolke von Ducs und Duchessen, Marquis und Marquisen, Comtes und Comtessen es kaum erwarten konnten, „von der Bühne herab durch Figaro der Verachtung der Massen signalisirt zu werden".

Und so geschah es. Denn wie hätte ein armer Strohmann von sechszehntem Ludwig dem Figarosturm auf die Länge widerstehen können? Nachdem er sich erst die Erlaubniß, daß die „Hochzeit“ vor der Crême der höfischen Gesellschaft im Landhause des Grafen von Vaudreuil zu Gennevilliers gespielt werden dürfte, hatte entreißen lassen, war kein Aufhalten mehr. An dem schon bezeichneten Apriltage von 1784 erschien das „abscheuliche“, das „niemals zu spielende“ Stück auf den Brettern des Theater Français, dessen Eingangsthüren von der vornehmen Menge schon am Morgen belagert und förmlich erstürmt wurden, so daß in dem Gedränge drei Personen den Erstickungstod fanden. Der Beifall, welcher die Aufführung von Scene zu Scene begleitete, steigerte sich bis zur Raserei. Der Erfolg war ein beispielloser. Achtundsechzig Darstellungen folgten einander auf dem Fuße. Binnen acht Monaten, vom 27. April 1784 bis zum 10. Januar 1785 brachte das Stück der „Comédie-Française“ nicht weniger als 346,167 Livres ein, wovon 41,499 dem Verfasser zufielen, ohne daß unter dieser Summe die Einnahme der 50. Aufführung begriffen gewesen wäre, deren Ertrag nach Beaumarchais' Wunsch und Bestimmung den Armen von Paris zugetheilt wurde. Der Schöpfer des Figaro war überhaupt ein Mann, an dessen weiches Herz die Armen und Verlassenen nie vergeblich appellirten. Es ist sogar erwiesen, daß er an in Noth gerathenen Feinden, Verleumdern und Beschimpfern eine Mildthätigkeit übte, von welcher die Bonzen und Zeloten, welche fortwährend vom Christenthum belfern, puhsten und zetern, bekanntlich wenig oder nichts wissen.

Selbstverständlich war der Schöpfer des Figaro nach seinem jüngsten beispiellosen Triumphe nicht minder Gegenstand der Anfeindung als der Bewunderung. Es regnete Angriffe auf ihn, alle literarischen Lumpenhunde kläfften ihn neidisch an. Einen der Kläffer, einen gewissen Suard, dessen gemeine, anonym gegen Beaumarchais geschleuderte Bosheiten insgeheim durch den Grafen von Provence er-

muthigt, ja sogar, wie man sagte, redigirt wurden, fertigte unser Mann mit den Worten ab: „Meinen Sie, ich würde, nachdem ich Löwen und Tiger besiegt habe, um meine Komödie auf die Bühne zu bringen, mich herablassen, eine Wanze zu züchtigen?“ Aber —

„Ach, der schrecklichste der Schrecken
Ist der Kampf mit Ungeziefer,
Dem Gestank als Waffe dient,
Das Duell mit einer Wanze . . .“

Wanze und Kompagnie wussten es nämlich dahin zu bringen, dem guten sechszehnten Ludwig einzubilden, unter den „Löwen und Tigern“ Beaumarchais' seien eigentlich er, der König, und seine Frau Marie Antoinette verstanden. Ludwig, dessen Sanftmuth mitunter starken Anwandlungen von Jähzorn weichen musste, ließ sich durch diese absurde Einflüsterung so zur Wuth stacheln, daß er auf der Stelle, am Spieltische sitzend, auf der Rückseite einer Karte eine Lettre de Cachet ausfertigte, kraft welcher Beaumarchais am Abend des 8. März 1785 verhaftet und in das schimpfliche Gefängniß von Saint-Lazare, dem Verwahrungsorte jugendlicher Wüstlinge, Verschwender und Schuldenmacher, gebracht wurde. Die Entrüstung über diesen Akt brutaler Gewalt, welcher an die schlimmsten Zeiten despotischer Willkürübung erinnerte, war allgemein. Der König kam auch rasch zur Erkenntniß des begangenen Missgriffs und ordnete schon nach fünf Tagen die Freilassung des Gefangenen an. Noch mehr, gütig und gerecht von Natur, wie er war, wollte er dem gemisshandelten Manne eine Genugthuung zartester Art geben und so erhielt Beaumarchais eine Einladung in den engsten Hofcirkel nach Trianon, um daselbst einer Aufführung seines „Barbier von Sevilla“ auf dem Liebhabertheater der Königin anzuwohnen. Marie Antoinette selber spielte hierbei die Rosine, der Graf von Artois den Figaro, Herr von Vaudreuil den Grafen Almaviva . . . Also leckte und lohte das revolutionäre Feuer schon i. J. 1785 in die innersten Ge-

mächer des Königthums hinein und die unseligen Menschen da drinnen spielten mit dem scheinbar harmlos-ergötzlichen, in Wahrheit aber erbarmungslos-verzehrenden Elemente. Daß zur Wirksamkeit dieses Feuers in den Massen von allen französischen Autoren seines Jahrhunderts Beaumarchais durch seine zwei großen Streitkomödien das Meiste beigetragen hat, ist Wissenden wohl bekannt.

8.

Nun aber ist die Arbeit unseres Vielgestaltigen und Vielgewandten gethan und seine Mission zu Ende. Denn die Losung lautete jetzt: Plänkler zurück und Triarier vor! Wenn die Mirabeau, die Danton, die Robespierre auf die Bühne treten, bleibt für die Beaumarchaise kein Raum mehr darauf. Also sehen wir denn unsern Mann von der Sonnenhöhe seines Ruhmes, seines Glückes und seiner Volksbeliebtheit rasch bergabwärts gehen, und das Gestirn, welches in so wechselnden Brillantfarben gespielt hat, erbleicht mehr und mehr, um zuletzt unbeachtet zu verlöschen. Zwar fuhr Beaumarchais fort, mit möglichster Rüstigkeit zu spekuliren, zu processiren und zu dramatisiren; allein sein fernerweites Dichten und Trachten bringt doch nur noch matte Nachspiele oder auch unerquickliche Nachwehen seiner früheren Anstrengungen und Erfolge zuwege. Wie kläglich nimmt sich der Proceß Beaumarchais contra Kornmann-Bergasse neben dem Proceß Beaumarchais contra Goëzman aus, wie waschlappig der Operntext „Tarare“ (1787) und das Rührstück „La mère coupable“ (1792) neben dem Barbier und der Hochzeit! „Alles hat seine Zeit!“ spricht der Koheleth und der skeptische Weise hätte hinzufügen können: Wehe dem Autor, wehe dem öffentlichen Charakter überhaupt, welcher nicht fühlt, wann s e i n e Zeit

um ist! Aller Anfang ist schwer, ja wohl; aber das rechtzeitige Aufhören ist eine noch schwierigere Kunst. . . . . .

Beaumarchais hatte i. J. 1787 von der Stadt Paris die ganze Bodenstrecke käuflich erworben, welche die linke Seite des Boulevard ausmacht, der den Bastilleplatz mit dem Boulevard du Temple verbindet und jetzt den Namen des großen Proceßkünstlers und Komöden trägt. Hier, gerade der Bastille gegenüber und wie derselben zum Trotz erbaute er sich ein Prachthaus, dessen Bau und Einrichtungen ihm nicht weniger als 1,663,000 Francs kosteten. Aus den Fenstern dieses i. J. 1789 noch nicht ganz vollendeten Narrenschlosses („folie"), wie Napoleon später das kostspielig-bizarre Ding ganz richtig bezeichnete, sah der Schöpfer Figaro's am 14. Juli den auf die alte Zwingburg ausgeführten Sturm mit an. Wer aber im Falle war, den Bastillesturm aus den Fenstern seines Hauses mitanzusehen, welches mehr als anderthalb Millionen gekostet hatte, der konnte unmöglich dem Schicksal entgehen, für einen „Aristokraten" zu gelten, und da aristokratisch und verdächtig bald Wörter von gleicher Bedeutung waren, so wurde unser Sieur Caron de Beaumarchais binnen kurzem ein Gegenstand, auf welchen ein zum Sankt Jakobus und zur Sainte-Guillotine betender Patriotismus mit Argwohn zu blicken sich veranlasst sah. Ein bedenklicher Umstand ohne Frage, wenn man erwägt, daß die mit der rousseau-robespierre'schen Republik schwangergehende Dame Revolution dem absonderlichen Gelüste nachgibt, nicht allein ihre Kinder, sondern auch ihre Väter zu verschlingen. Glücklich Voltaire und Diderot, daß sie i. J. 1793 nicht mehr lebten; denn sie wären dem „Rasoir national" schwerlich entgangen. Daß Beaumarchais demselben entging, kann für ein halbes oder ganzes Wunder gelten.

Er wollte nicht emigriren, obzwar es gar nicht nach seinem Geschmacke, daß die Witze Figaro's in blutigen Ernst übersetzt wurden. Er konnte auch nicht stillsitzen in seinem prächtigen Hause am Bastilleplatz; er musste spekuliren und processiren, das war sein Lebenselement. Gewiß kam auch

noch eine patriotische Regung dazu, um ihn anzueifern, zu Anfang des Jahres 1792 der Regierung seine guten Dienste anzubieten. Zunächst zu dem Zwecke, dem Mangel des Staats an Waffen abzuhelfen. Er übernahm es, 60,000 Gewehre zu liefern, die er aus Holland kommen lassen wollte. Inzwischen kam der 10. August und fegte König, Thron und Regierung weg. Am folgenden Tage stürmte eine Pöbelschar das Prachthaus unseres Spekulanten, welchem es zuvor noch gelungen war, seine dritte Frau und sein einzig Kind Eugenie nach Havre zu retten. Die wüthende Menge durchwühlte das Innere der „Folie" von unten bis oben, „sans cependant soustraire une épingle", weil man ihr weisgemacht hatte, der „Aristokrat" Beaumarchais hätte sein Haus zu einem heimlichen, mit Waffen vollgestopften Arsenal für Monsieur und Madame Veto gemacht. Obgleich der Augenschein die lächerliche Grundlosigkeit dieser Anschuldigung zeigte, verfügte der Sicherheitsausschuß der Commune dennoch die Verhaftung von Beaumarchais, welcher bekanntlich am 23. August in die „Abtei" gebracht wurde, wenige Tage später eine Hauptscene der Septemberblutorgie. Zum Glück für unsern Gefangenen fiel dem Prokurator der Commune, Manuel, ein, daß er früher verschiedene Händel mit Beaumarchais gehabt und daß sich der berühmte Komöde höchst geistreich über ihn lustig gemacht habe. Wie wär' es, wenn ich eine „edle Rache" an meinem Gegner nähme? denkt Manuel und thut so, indem er am 30. August nach der Abtei eilt und Beaumarchais befreit.

Unerschüttert durch die Gefahr, daß die Säbel der Septembermörder so zu sagen haarscharf über seinem Kopfe hingestrichen, nimmt unser Mann sein 60,000 Gewehre-Geschäft wieder auf, in welches er 745,000 Francs gesteckt hat und eilt, den Gang desselben zu beschleunigen, mit einem Regierungspasse versehen nach dem Haag. Hier lies't er am 1. December in der Zeitung, daß er in Paris der Verschwörung gegen die Republik, der heimlichen Korrespondenz mit Ludwig dem Sechszehnten und der Verschleu-

derung öffentlicher Gelder angeklagt sei. Unter diesen Umständen nach Paris zurückkehren, heißt seinen Kopf in den Tigerrachen stecken; aber unser furchtloser Ulysses wagt es. Im März von 1793 finden wir ihn wieder in der französischen Hauptstadt, wo jetzt „La Terreur" dunkelroth zu wirthschaften angefangen hat. Er läßt ein Mémoire drucken, in welchem er die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen nicht nur energisch zurückweis't, sondern auch seine Verleumder mit äußerster Kühnheit angreift. „Ich bin — mit diesen Worten begleitete er das Exemplar seiner Denkschrift, welches er dem Nationalgardenkommandant Santerre übersendet — ich bin gekommen, meinen Kopf dem Schwerte der Justiz zu überliefern, so ich nicht den Beweis beibringe, daß ich ein großer Bürger."

Der kühne Mann — es gleicht, wie schon gesagt, einem halben oder ganzen Wunder! — wurde nicht guillotinirt; aber der Wohlfahrtsausschuß gab ihm auf, die unglückseligen 60,000 Gewehre endlich zu beschaffen, welche derweil die Engländer in Holland mit Beschlag belegt hatten. Um die Waffen loszueisen, geht Beaumarchais, weiland Geheimagent des inzwischen hingerichteten Königs, als „Kommissär der Republik" unter dem Namen Pierre Charron abermalen nach Holland. Seine Bemühungen führen ihn im Zickzack von Amsterdam nach Basel, von Basel nach Hamburg, von Hamburg nach London. Aber während er allen seinen Witz aufbietet, um den so zu sagen unmöglichen Auftrag des Wohlfahrtsausschusses zur Vollziehung zu bringen, setzt daheim in Paris der Sicherheitsausschuß den geheimen Agenten des Wohlfahrtsausschusses auf die Liste der Emigranten, d. h. der Proskription, und belegt sein unbewegliches und bewegliches Eigenthum mit Beschlag. Noch mehr — und dies kennzeichnet traurig-deutlich das anarchische Durcheinander dieser Bastard-Republik — die von Havre nach Paris zurückgekehrten Angehörigen unseres Vielgewandten, dessen Vermögen durch das schließlich gänzlich mißlungene Gewehrgeschäft einen tödtlichen Schlag empfing, die Frau, die Tochter und die Schwester von Beaumarchais

wurden auf Anordnung des Sicherheitsausschusses eingekerkert und hätten sicherlich „la fatale charrette“ bestiegen, falls nicht wenige Tage nach ihrer Verhaftung der 9. Thermidor dem Blutregimente, welchem er keineswegs ein Ende machte, eine andere Richtung und demzufolge den drei Citoyennes Caron die Freiheit gegeben hätte.

Derweil saß der geächtete Flüchtling Beaumarchais zu Hamburg in einer kahlen, kalten Dachkammer und musste erfahren, wie es thut, wenn die garstige Megäre, die Sorge um das tägliche Brot, einem dreiundsechzigjährigen Exilirten in die grauen Haare greift. Erst nach Einsetzung der Direktorialregierung konnten seine Angehörigen die Streichung des Verbannten von der Emigrantenliste erlangen und so kehrte er im Juli 1796 nach Frankreich zurück, verheiratete seine Tochter mit einem braven jungen Manne, welcher später einer der angesehensten Bourgeois von Paris geworden ist, und dann ging er mit Jünglingsfeuer daran, die Regierung proceß-künstlerisch zu zwingen, ihm wenigstens seine Baarauslagen im mehrerwähnten Waffenhandel zurückzuerstatten. Im Januar von 1798 gelangte er zwar nicht zu seinem Gelde, doch aber zu der förmlichen Anerkenntniß, daß ihm die Republik 997,875 Francs schuldete.

Dies war der letzte Erfolg, welcher — freilich weit mehr Schein als Wirklichkeit, denn die Republik schuldete zwar, bezahlte aber nicht — dem alten Kampfhahn im bunten Proceßgange seines ruhelosen Daseins zutheil geworden. Das letzte Lebensjahr des Greises — er selbst zeichnet sich in einem aus dieser Zeit stammenden Vers als „un bon vieillard grand, gris, gros, gras“ — verlief friedlich und ein freundliches Wort, welches ihm der jugendliche Sieger Bonaparte brieflich aus Italien sagte, mag einen Freudenschimmer darauf geworfen haben. Hierbei ist erwähnenswerth, daß Bonaparte, welcher ja bekanntlich auf seinen italischen und ägyptischen Siegesflügen den Ossian und den Werther las, in Beaumarchais nicht den streitkomödischen Schöpfer des Figaro, sondern den Rührdramatiker schätzte: — („Je saiserai avec plaisir toutes

les circonstances qui se présenteront de faire la connaissance de l'auteur de la Mère coupable"). Figaro's Hochzeit hat Napoleon, wie jedermann weiß, auf Sankt Helena als die „révolution déjà en action" beurtheilt und verurtheilt. Der große Despot vermochte auch nach seinem Sturze den Gedanken einer Opposition noch nicht zu ertragen.

Beaumarchais seinerseits hat die bittere Enttäuschung unzähliger Zeitgenossen, daß Bonaparte's so hoffnungsschön aufgegangenes Gestirn zum Irrstern wurde, welcher kaiserwahnwitzig die Welt durchrasete, nicht mehr miterlebt. Nachdem er noch mit Geist und Feuer ein Mémoire über den schnöden Gesandtenmord bei Rastadt niedergeschrieben, ist er in der Nacht vom 18. auf den 19. Mai 1799 tödtlich vom Schlage getroffen worden. Friede und Heiterkeit lag auf dem Antlitz des Rastlosen, welchen der Tod so plötzlich zur Ruhe gebracht hatte, — er, der große Beruhiger, welcher, so die altgewordenen Kinder sich müde gearbeitet mit Hirn oder Hand, mit Hacke und Hammer, mit Feile und Feder, mit Fibel und Bibel, und sich müde gespielt haben mit den Rechenpfennigen der Leidenschaften oder mit den Seifenblasen des Ruhms, mehr oder weniger freundlich zu ihnen sagt: — Geht schlafen, ihr Verbrauchten und Unnützen, damit für Frischlinge Raum werde auf der ewigen Ringbahn des Lebens!

Das rothe Buch.

Liber scriptus proferetur,
In quo totum continetur,
Unde mundus judicetur.
Thomas de Celano.

1.

Voltaire, welcher, genauer angesehen, weit ernster gestimmt war als oberflächliche Betrachter von dem Verfasser der „Pucelle" wissen, hat eines Tages die Aeußerung gethan, daß einer, der sich anhaltend mit historischen Studien und Arbeiten befasst habe, nicht mehr fähig sei, mit rechter Freude in das Leben zu blicken. In Wahrheit, es bedarf nur etwa noch eines Anfluges von Hypochondrie, um den Geschichtekundigen zu der pessimistischen Ansicht zu verleiten, die griesgrämig-religiöse Anschauung von unserer Erde als einem „Jammerthal" sei doch nicht so ganz ohne, ja, dieses Jammerthal sei geradezu nicht mehr und nicht weniger als eine Bühne, worauf Narren und Schurken das Drama agiren, welches Weltgeschichte zu nennen sie mit einander übereingekommen sind. Auch wenn sich der Säure des Pessimismus die Süßigkeit des Humors beimischt, wird es der letztere kaum zu einem größeren Zugeständnisse bringen als zu diesem, die Komödia humana habe häufig bedenkliche Aehnlichkeit mit einer Komödia diabolika und Thoren und Schelme spielten in derselben unbestritten die Hauptrollen.

Feste Nerven gehören dazu und ein solid angelegtes Kapital von gesundem Menschenverstand ist erforderlich, um historisches Wissen mit unbeirrbarer Urtheilskraft zu verbinden, mit einer Urtheilskraft, welche in dem ungeheuren Wirrsal disparater, in ihren Einzelnheiten wenig erbaulicher oder auch geradezu anwidernder Erscheinungen das ewige Grundgesetz einer unendlich langsamen und schwierigen, aber stätigen und unaufhaltsamen Entwickelung nicht aus den Augen verliert. Der weltgeschichtliche Entwickelungsproceß wäre aber keiner, könnte keiner sein, so er nicht ein sittlicher. Die sittliche Idee ist demnach die Seele der menschlichen Civilisation, d. h. der vorschreitenden Vervollkommnung des gesellschaftlichen Zustandes. Der negative Motor dieses Vorschritts heißt Schuld, der positive Vergeltung. In der That, der ganze Verlauf der Weltgeschichte ist nur eine unendliche Notenfolge zum Texte des Jus Talionis. Schiller, an dessen geschichtlichen Versuchen der gemeine Neid silbenstechender Kleinmeisterei früher schon und neuestens wieder den gewohnten Kitzel, „das Stralende zu schwärzen“, geübt hat, Schiller, welcher mehr historischen Sinn besaß als Dutzende von zunftmäßigen Historikern zusammen, e r sah mit Augen, wie sie eben nur Sehern, nicht aber Sitzfleischern vom Genus der gedankenlos-gelehrten Wiederkäuer gegeben sind, die große „Vergelterin thronen mit des Gerichtes Wage“.

Solchen sehenden Augen sichtbar, thront sie auch an Orten wo man sie wahrlich nicht vermuthen sollte. Als im Sommer von 1863 auf dem deutschen Fürstentage zu Frankfurt — diesem weltgeschichtlichen Armuthszeugniß, welchem sich an schneidender Schärfe nur etwa das in der Zeit von 1848—49 in derselben Stadt geschwatzt habende deutsche Parlament gleichstellen lässt — der Kaiser Franz Joseph von Oesterreich es aussprach, daß „der deutschen Nation bislang die Mittel politischer Entwickelung entzogen gewesen seien“, da hat er wohl nicht daran gedacht, daß e r das Sprachrohr der „Vergelterin“ sei, welche ihn, den Erben der Lothringer-Habsburger, wenn auch in mildester Form, über seinen Großvater Franz und dessen Metternich,

über Friedrich Wilhelm den Dritten und dessen Hardenberg, über die deutsche Fürstenschaft der Vergangenheit und der Gegenwart, über die Heilige=Allianz=Politik von Wien, Karlsbad und Olmütz das auf schuldig lautende Verdikt, den gerechten Verdammungsspruch fällen ließ.

„Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte!" Dieses Wort, von dem unglücklichen Relejeff im Jahre 1825 am Strande der Newa gesprochen und wie ein slavisches Echo des bekannten schiller'schen klingend, tönt uns auch aus allen Akten und Scenen der ungeheuren Tragödie entgegen, welche französische Revolution betitelt ist und immer und immer wieder die Blicke denkender Menschen auf sich zieht.

Es hat lange gewährt, bis eine allseitig unbefangene und gerechte, eine wahrhaft historische Anschauung und Würdigung des ungeheuren Ereignisses an die Stelle des blindeifrigen für und wider getreten ist. Denn obzwar in Wurzeln und Anfängen ein Produkt zwingender Nothwendigkeit, wurde die Revolution mit einem Fanatismus, welcher dem christlich=frommen der Autos de Fé, der Bartholomäusnächte und Dragonnaden nichts nachgab, mit einer Leidenschaftlichkeit durchgeführt, welche rechts und links wiederum Leidenschaften entzünden musste. Unmittelbar unter den Eindrücken der Schreckenszeit und ihrer Nachwehen wurde es guter Ton, die Revolution in Bausch und Bogen zu verdammen. Dann kam Napoléon, um mit seinem Gloire=Lack die verblassten Züge der Liberté vollends zu überpinseln. Hierauf erfüllte das Heilige=Allianz=Elend die Welt, eine Zeit, wo die Menschen= und Völkerrechte förmlich in Acht und Bann gethan wurden und eine zwischen Opiumrausch und Blödsinn schwankende Romantik den gesunden Menschenverstand als den ärgsten aller Verbrecher verfolgte. Da war es denn ganz in der Ordnung, daß die armsäligst=servilen Kapuzinaden gegen die glorreichen Ideen und titanischen Thaten der französischen Staatsumwälzung hergegeifert wurden. Nun aber erfolgte ein Umschlag. Die allmälig wieder sich sammelnde und kräftigende

Vorschrittspartei in Europa und vorab in Frankreich griff — gerade wie die Reaktion ihrerseits auf das Mittelalter zurückgegriffen und dasselbe zweckdienlich schöngefärbt hatte — auf die Erinnerungen der Revolution zurück und stutzte dieselben zweckdienlich zu, die Lichtseite in die volle Beleuchtung rückend, die Schattenseite unter der Draperie achselzuckender Phrasen möglichst verbergend. So kam es, daß in den Händen der Parteien die Geschichte der französischen Revolution zu einem bloßen „Phantom“ ward, an welchem die einen die Gottgefälligkeit des Obskurantismus und Despotismus, die andern die Vorzüge des Liberalismus und Demokratismus demonstrirten.

Endlich aber sind wir doch dazu gelangt, ohne so oder so gefärbte Parteibrillengläser uns das grandiose Revolutionstrauerspiel anzusehen, welches den aristotelischen Satz, daß die Tragödie da sei, um durch Schrecken und Mitleid zu wirken und dadurch die Leidenschaften zu reinigen, welthistorisch illustrirt. Wir wissen jetzt, daß wir ein ungeheures Wechselspiel von Schuld und Sühne, von Frevel und Strafe vor uns haben, und unter allen gebildeten Nationen Europa's sind Geschichtschreiber von bedeutenden Gaben und lauterem Willen aufgestanden, um uns die einzelnen Akte und Scenen des beispiellosen Drama's bis ins einzelne und einzelnste hinein vor Augen zu führen. Auch ist eine bewundernswerthe Geduld und Mühewaltung darauf verwendet worden, die tausendfach verschlungenen Fäden der Revolutionsursachen bloßzulegen. Gerade in dieser Richtung ist jedoch manches noch zu thun, um insbesondere der fortgesetzten bedientenhaften Schwarzmalerei des großen Ereignisses gegenüber deutlicher aufzuzeigen und klarer zu veranschaulichen, daß die Revolution mit allen ihren Schrecken nur die naturnothwendige, unausbleibliche Vergeltung der Verschuldung des Ancien Régime gewesen ist.

Für diesen Satz wird die nachstehende Episode aus der Geschichte der konstituirenden Nationalversammlung einen unwiderleglichen, einen so zu sagen mathematisch-strikten Beweis beibringen.

2.

Zu Ende Novembers von 1789 benachrichtigte der redliche, strenge, aufrichtig-fromme Jansenist Camus die Nationalversammlung, daß ein geheimes Verzeichniß der höfischen Verschleuderungen der Staatsgelder existirte, welches den Titel „Das rothe Buch“ führte. Dies hieß der Versammlung ein sehnlich begehrtes Wild zeigen und den Jagdruf erheben. Alsbald begann auch die Hatz.

Camus hatte es eigentlich nur darauf abgesehen, durch Einsicht in den „Livre rouge“ dem Pensionenunwesen zu Leibe gehen zu können. Allein das Rothe-Buch-Skandal nahm rasch viel größere Dimensionen an: — es wurde ein tüchtigster Hebel zum Umsturz der Monarchie.

Die Nationalversammlung beschloß auf die erwähnte Anregung hin, es sollte die Liste sämmtlicher Pensionäre des Hofes veröffentlicht und zu diesem Ende das rothe Buch gedruckt werden. Dieser Beschluß jagte dem Finanzminister Necker, welcher die Geheimnisse des rothen Buches gar wohl kannte, gewaltigen Schrecken ein und er wusste seine Bedenken, so viel Schmähliches bekannt werden zu lassen, auch dem Finanzausschuß der Nationalversammlung einzuflößen. Minister und Ausschuß wollten die widerwärtige Sache mittels etwelchem parlamentarischem Hokuspokus, wie ja Minister und Ausschüsse solchen in derartigen Fällen immer bei der Hand haben, vertuschen. Aber das ging nicht. Der unerbittliche Camus gab keine Ruhe und zudem waren die Ausflüchte, die Bekanntmachung des geheimen Ausgabebuches zu unterlassen, gar zu dumm. Entblödete man sich doch sogar nicht, mit der kläglichen Lüge vor die Nationalversammlung zu treten, die Veröffentlichung des rothen Buches sei fast eine Unmöglichkeit, da die Druckkosten kaum weniger als 280,000 Livres (!) betragen würden. Die Versammlung beantwortete diese ungeheuerliche Dummheit damit, daß sie das Anerbieten des pariser Buchdruckers Baudoin, das Buch gratis zu drucken, annahm.

Necker stand auf glühenden Kohlen oder saß auf Nadelspitzen. Er hat eben auch in dieser Angelegenheit, wie auf seiner ganzen Laufbahn bewiesen, daß er nur in den Augen seiner Tochter ein großer Mensch und Minister gewesen ist. Die Tragweite seines Blickes ging im Grunde niemals über die Wände eines Bankier-Komptoirs hinaus. Statt den Argwohn, welchen die Existenz des rothen Buches wachgerufen hatte, durch rasche Veröffentlichung desselben und durch den leicht erbringlichen Nachweis, daß es auch etliche für den Staatsdienst mehr oder weniger nothwendige Ausgabeposten enthielte, zu dämpfen und zu mindern; mehrte und durchgiftete er vielmehr diesen Argwohn durch eine ängstliche Heimlichthuerei und setzte dem laut und lauter anschwellenden Rufe: „Das rothe Buch! Das rothe Buch!", welchen die Nationalversammlung und die Presse alltäglich erhoben, wahrhaft kindische — Neckereien entgegen. Bald hieß es, das unselige Buch befände sich gerade in den Händen des Königs; bald, der Herr Minister habe dermalen keinen Augenblick Zeit, mit dieser Sache sich zu befassen; bald, der Herr Minister sei krank und gänzlich außerstandes, seinen Drangsalirer Camus — (möchte ihn doch der Teufel holen!) — zu empfangen. Aber der hartnäckige Jansenist ließ nicht ab von der Fährte des Wildes, und da seine Geduld zu Ende, so erhob er in der Sitzung vom 5. März 1790 so bestimmte und herbe Klagen gegen Necker, daß die Versammlung mittels eines ernsten und bündigen Votums dem Minister aufgab, das rothe Buch ihrem Pensionsausschuß auszuliefern, dessen Obmann Camus.

Noch zehn Tage zog Necker die Sache hin, dann aber, am 15. März, theilte er in Gegenwart seines Kollegen Montmorin dem genannten Ausschusse das Buch mit, dessen Einband von rothem Marokkin so viele hässliche Mysterien umschloß. Die allerhässlichsten sollten aber unbekannt bleiben. Ludwig der Sechszehnte hatte nämlich bei Auslieferung des Buches die Bedingung gestellt, daß der Inhalt der Blätter desselben, worauf die geheimen Ausgaben seines Großvaters verzeichnet waren, nicht bekannt werden sollte.

Der Finanzausschuß ehrte diese, obzwar einem Pompadour- und Dubarry-Louis gegenüber übelangebrachte Enkelpietät und ließ demzufolge die betreffenden Blätter mit einem Papierbande verkleben. Das ganze Buch enthielt 222 Blätter. Die ersten zehn waren mit Ausgaben während der Regierung Ludwigs des Fünfzehnten, die folgenden zweiunddreißig mit Ausgaben während der Regierung Luwigs des Sechszehnten angefüllt; die übrigen waren leer.

Am 18. März zeigte Camus der Nationalversammlung an, daß das rothe Buch endlich ausgeliefert sei. In den ersten Tagen Aprils schon war es gedruckt und aus seinen Blättern ging ein Getose hervor und über Frankreich hin, als wäre des alten Aeolus bekannter Sturmsack geplatzt[1]).

„Endlich haben wir das rothe Buch!“ triumphirte Camille Desmoulins in der 21. Nummer seiner „Révolutions de France et de Brabant“. „Die Kommission der Pensionen hat die sieben Siegel gelöſ't, welche es verschlossen hielten, und erfüllt ist die furchtbare Drohung des Propheten: Revelabo pudenda tua! Du sollst nicht einmal ein Feigenblatt finden, um angesichts der Welt deine schmachvolle Nacktheit zu verhüllen, nein! Man wird deinen ganzen Aussatz erblicken und auf deinen Schultern die Brandmarke: Galérien — welche du, Ancien Régime, so wohl verdient hast.“

Noch nachdrücklicher und eindrucksvoller sprach sich in seinem Journal „Révolutions de Paris“ der strenge Loustalot aus, wohl einer der tüchtigsten und ehrenhaftesten Menschen von damals. „Während der letzten Jahr Ludwigs des Fünfzehnten und seit der Throngelangung Ludwigs des Sechszehnten ist das Elend der Bevölkerung Frankreichs immer größer geworden. In den Städten verbarg ein sinnloser Luxus, welcher so ziemlich alle Klassen gleichmäßig verdorben hatte, nur nothdürftig eine furchtbare Armuth.

---

1) Livre rouge, Paris 1790. Der Inhalt dieser Separatausgabe des fatalen Buches wurde auch im Moniteur von 1790 veröffentlicht, in den Nummern 78, 97, 98, 101, 107, 109, 111, 113, 117.

Auf dem Lande waren die Bauern in der Nähe der Städte von allen Lastern der letzteren angefressen und von einer mit der Liebe zur Arbeit unverträglichen Raubgier besessen. Weiter in die Provinzen hinaus lebten die Landleute in zerfallenen Hütten, waren mit Lumpen angethan und nährten sich großentheils mit schlechtem Schwarzbrot, mit Wurzeln und Wasser. Nächst dem Loos der Bauern war das des Soldaten das jammervollste. Um nicht daran zu zweifeln, genügt es, das Kommisbrot (pain de munition) gesehen zu haben. Die Hauptursache von allem diesem Elend war die Verschwendungswuth eines schwelgerischen Hofes, wo Julien und Messalinen mit Klaudiussen und Neronen um den Preis der Infamie stritten, wo jedes Vergnügen die Ruhe einer Million Menschen kostete, wo Gold das Verbrechen und das Verbrechen Gold zeugte und wo die französische Nation weniger galt als ein Rennpferd oder sonst irgendein Spielzeug . . . Les't das rothe Buch!"

3.

Und man las es, man staunte, lachte, knirschte mit den Zähnen, schrie auf vor Entrüstung und Zorn. In Wahrheit, Camille hatte recht: die „Pudenda" der Monarchie waren entblößt. Wenig auch nützte es, daß die Unzuchtkosten des Dubarry-Louis mit einem Papierstreifen verklebt waren; denn die Lotterwirthschaft, wie sie unter des „sittenreinen" und „haushälterischen" sechszehnten Ludwigs Regierung mit den Staatsgeldern getrieben worden und wurde, reichte gewiß allein schon aus, die revolutionäre Stabbrechung über ein solches Königthum vollständig zu rechtfertigen.

Um jedoch gerecht zu sein, muß man sagen, daß die Gesammtsumme der geheimen königlichen Ausgaben, welche

in dem rothen Buche verzeichnet waren, an und für sich betrachtet nicht als eine unmäßige sich darstellte. Sie betrug nämlich von 1774 bis 1786 nicht mehr als 227,985,517 Livres und es befanden sich darunter, wie schon erwähnt worden, etliche staatsdienstliche Kostenposten, obzwar nur wenige („Affaires de finances“ — „Affaires étrangères et postes“). Die öffentliche Entrüstung aber wurde wachgerufen durch die Entdeckung, wie, wofür und an welche Leute die Staatsgelder so schamlos vergeudet worden, auch unter und von dem „sparsamen“ und „gewissenhaften“ Sechszehnten.

Da waren zuerst die beiden Brüder des Königs, der Graf von Provence und der Graf von Artois. Diesen beiden Herren bezahlte der Staat mitsammen jährlich für ihre Prinzenschaft 8,240,000 Livres, eine für damals gewiß sehr anständige Apanage. Allein sie genügte bei weitem nicht. Dem rothen Buche zufolge hatte der lüderliche Verschwender Artois nur während Calonne's Finanzministerschaft neben seinem regelmäßigen Einkommen nicht weniger als 14,550,000 Livres außerordentlich aus der Staatskasse bezogen, um die Schulden seines Lotter- und Lasterlebens zu bezahlen, was Calonne dem König als nothwendig vorgestellt hatte, „um die Gemüthsruhe des Prinzen zu sichern“, und Ludwig der Sechszehnte genehmigt hatte, weil die Gemüthsruhe einer so hohen Person mit 14 Millionen, dem zerlumpten und hungernden Volke abgepresst, denn doch nicht zu theuer erkauft war. Der „philosophische“ und nur „seinen Studien lebende“ Provence hatte sich begnügt, innerhalb derselben Frist nicht mehr als 13,824,000 Liv. außerordentlich aus dem Staatsschatze zu beziehen. Sehr theuer kam das französische Volk auch das Kindbetten der Prinzessinnen zu stehen. Für ihre Mühewaltung, den Duc de Berry zur Welt gebracht zu haben, bezog die Gräfin d'Artois 24,078 Livres und sieben Jahre später abermals „pour son accouchement“ wiederum 24,000; dazwischenhinein auch 24,078 Livres „comme simple cadeau“.

Die Rubrik „Dons et gratifications“ enthielt überhaupt allerliebste Ausgaben. Zum Beispiel: dem Herrn von Croismard 50,000 L., um ihn „in den Stand zu setzen, das Gut Voisins zu kaufen“. Dem Herrn Gourdin 15,000 L., damit er „die Charge des Herrn Gaffe zu kaufen vermöge“. Dem Polizei-Generallieutenant Sartines, „zur Bezahlung seiner Schulden“ 200,000 L. Dem Herrn de Lamoignon 200,000. Der Madame de Maurepas 166,000. Der Gräfin von Albany, weil sie die Frau des Prinzen Eduard Karl Stuart, 60,000 L. jährlich. Dem Herzog von Polignac ein Geschenk von 1,200,000 L. zum Ankauf der Domaine Fenestrange. Derselbe Seigneur, notorisch eine der gefräßigsten und verderblichsten Hofwanzen, bezog eine jährliche lebenslängliche Pension von 120,000 L. Die verschiedenen Mitglieder der Familie Polignac, gemeinschädliches Geziefer allesammt, hatten zusammen Pensionen von mehr als 700,000 L.

Das Pensionenkapitel war überhaupt ein rares, absonderliches, märchenhaftes. Die Prinzen von Geblüt — oh Himmel, was war das mitunter für „Geblüt“! — verschmähten es, obgleich mit Gütern und Reichthümern aller Art ausgestattet, keineswegs, noch jährliche Pensionen im Betrage von 2,550,000 L. einzusacken. Mit ihnen wetteiferte die hochnoble Familie Noailles, deren Mitglieder in Form von Pensionen und Gratifikationen jährlich um nahezu 2 Millionen die Staatskasse erleichterten. Ein Herr Desgalois de la Tour hatte drei Pensionen, zusammen 22,720 L.; die erste „als erster Präsident und Intendant“, die zweite „als Intendant und erster Präsident“, die dritte „pour les mêmes considérations“. Dem Marquis d'Autichamp waren vier Pensionen zugetheilt; die erste „für die von seinem verstorbenen Vater geleisteten Dienste“, die zweite „ebendafür“, die dritte „ebendesshalb“, die vierte „ebendesswegen“. Ein deutscher Prinz besaß gleichfalls vier Pensionen; die erste „für seine Dienste als Oberst“, die zweite „für seine Dienste als Oberst“, die dritte „für seine Dienste als Oberst“, die vierte „für seine Dienste als Nicht-Oberst

(pour ses services comme non-colonel)". Dem Generalanwalt Joly de Fleury gab man eine lebenslängliche Jahresrente von 17,000 L. dafür, „daß er seine Stelle an seinen Sohn abgetreten". Die Gräfin d'Ossun, Staatsdame der Königin, war mit einer Pension von 20,000 L. bedacht. Der Haarkräuseler Ducrot hatte eine lebenslängliche Pension von 700 L. jährlich, weil er ein Prinzessin-Töchterlein des Grafen Artois „frisirt" hatte, welches gestorben, bevor es Haare gehabt. Es gab Pensionäre, die unter ihren eignen Namen, dann unter denen ihrer Frauen, ihrer Söhne und Töchter, Brüder und Schwestern in den Listen figurirten. Nicht minder solche, welche, wie z. B. eine Marquise de la Force, längst gestorben und begraben, dennoch wunderbarer Weise fortfuhren, ihre Pensionen zu beziehen. Mit welcher bronzestirnigen Schamlosigkeit die Minister zu ihren und ihrer Familien Gunsten dies Unwesen, diese ruchlosen Diebereien trieben, kann das Beispiel des Marschalls und Kriegsministers de Ségur zeigen. Obgleich vom Könige mit Gnadenbeweisen und Geschenken überhäuft, obgleich für seine Person an Besoldungen und Pensionen jährlich 98,622 L. beziehend, obgleich in den Stand gesetzt, nicht weniger als 11 Mitgliedern seiner Familie — darunter, wie er angab, zehn Officieren, von welchen sich aber bei näherem Zusehen vier als Mädchen herausstellten — Pensionen zuzutheilen, hatte der Mensch noch die Frechheit, im Jahre 1787 von dem König weiter zu erbitten: ein erbliches Herzogthum, 60,000 L. Pension, 15,000 L. Pension für seine zwei Kinder und eine Baarsumme, um seine Schulden zu bezahlen.

Also wurde unter des „gewissenhaften" und „sparsamen" Sechszehnten Regiment mit den Staatsgeldern gewirthschaftet. Vergleicht man mit diesen Summen und vergleicht man auch mit den weiteren, welche die Königin Marie Antoinette, die eine unterthänige Spucknapfhistorik neuestens mit aller Gewalt zu einer Heiligen umschönfärben möchte, mit vollen Händen an die flüchtigsten Modethorheiten und Weiberlaunen, sowie an ihre Günstlinge, die Polignacs, Coigny,

Dillon, Fersen, wegwarf, die winzigen Bagatellen, welche im rothen Buche unter der Rubrik „Almosen" zu finden sind, so wird man auch wissen, was man von der vielgerühmten Christlichkeit und Barmherzigkeit Ludwigs und seiner Frau zu halten hat. Der Ausgabenetat für König und Königin persönlich wurde im Jahre 1789 auf 25 Millionen jährlich „beschränkt", — ein Einkommen, womit, wie man denken sollte, ein „haushälterischer" Familienvater und eine „verkannte deutsche Frau" schon hätten auskommen können.

Es konnte nicht fehlen, daß da und dort ein Blick der Neugier auch hinter den Papierstreifen zu dringen suchte, womit im Originalexemplare des rothen Buches die Schandausgaben des fünfzehnten Ludwig verklebt waren. Nur eine Probe von den Miasmen, welche von dort hervorstanken: — Als die Dubarry in ihrer Stellung als neue Haupt- und Staatsmaitresse feierlich bei Hofe eingeführt und vorgestellt wurde, gab sich Madame Katherine de Béarn dazu her, der „Maitresse en titre" bei dieser Einführung und Vorstellung zur „Pathin" zu dienen, wie man das nannte, und erhielt für diese schmachvolle Gefälligkeit 20,000 Livres. Das französische Volk hatte demnach das Vergnügen, 20,000 L. dafür zu bezahlen, daß eine ehrlose Dame eine aus dem Pfuhl der pariser Gassenprostitution aufgelesene Dirne in das „Ochsenauge" des versailler Schlosses begleitete.

Und da will man sich noch verwundern, daß ein allezeit zwischen Extremen, zwischen Sokkus und Kothurn, zwischen Sklaverei und Empörung, zwischen Infamie und Glorie hin und her sich werfendes Franzosenthum bei Enthüllung aller dieser Schändlichkeiten in Wuth ausgeborsten ist? Der Terrorismus von 1792—94 schrieb den rothen Kommentar zum rothen Buche von 1790.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.